Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 14 — Gotha, 21. Juli 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Protokoll des Marburger Religionsgesprächs 1529 [Sp. 641] — Deutscher Evangelischer Kirchentag in Königsberg [Sp. 653] — Letzte Worte des Patriarchen Dr. Karel Farsky. Zum 8. Weltkongreß für christliche Freiheit und religiösen Fortschritt in Prag [Sp. 658] — Clemens Schultz und wir [Sp. 661] — Theologische Briefe an Martin Rade. Dreizehnter bis Neunzehnter [Sp. 666] — Alfred Rethel als Graphiker [Sp. 672] — Vom neuen Singen. 2. Der Kanon [Sp. 675] — Eckart-Ratgeber [Sp. 676] — Bücher und Schriften: Die Augsburgische Konfession (Wendt); Vom wahren Wesen und religiösen Wert des Kulturprotestantismus (Schubring); Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuches (Lehmann); Kleiner Ratgeber für die Mitarbeit in der Jugendfürsorge (Stahl) [Sp. 677] — Augustusburger Pfingsttagung [Sp. 679] — Freizeit des Bundes enthaltsamer Pfarrer [Sp. 680] — Ein neuer Beruf [Sp. 681] — Was ein Missionsarzt in China erlebt [Sp. 682] — Wöchentliche Chronik [Sp. 683] — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen; Internationaler Freundschaftskalender [Sp. 686] — Versammlungskalender [Sp. 686] — Anzeigen

Protokoll des Marburger Religionsgesprächs 1529

Wenn Marburg auf seine Vergangenheit zurückschaut, ragen zwei Daten über alle andern empor: die Elisabethkirche und das Religionsgespräch. Es gibt von diesem „öffentlich freundlich undisputierlichen Gespräch" kein Protokoll. Aber man kann aus den Berichten, die wir haben, eines herstellen. Sie finden sich, 6 (8) an der Zahl, zuerst bei einander in dem 1910 ausgegebenen Bande 30 III der Weimarer Lutherausgabe. Landgraf Philipp, der Veranstalter des Gesprächs, hatte zwar irgendwelche Nachschrift ausdrücklich verboten, aber die Berichterstatter haben mit einem vorzüglichen Gedächtnis den Gang der Verhandlungen und Wesentliches von Einzelheiten festgehalten, vielleicht hat doch auch mancher heimlich einmal den Stift gebraucht.

Die geistigen Kosten des Gesprächs hat von Seiten der Wittenberger Luther allein bestritten; von Seiten der Schweizer sprachen Zwingli und Ökolampad (Professor in Basel). Mit geringerem Anteil griffen ein Brenz (Prediger in Schwäbisch Hall), Butzer (Pfarrer in Straßburg) und Jakob Sturm (Ratsherr von Straßburg). Das Gespräch war öffentlich: 50 bis 60 Personen wohnten bei. Es bewegte sich durchweg in humanen Formen: Amicissime domine oder Vestra charitas waren die Anreden; so lebhaft und hartnäckig man disputierte, keine Partei warf der andern Ketzerei oder Unglauben vor. Es stand seinem Verlauf wie seinem Ergebnis nach im Dienst der Konkordie.

Sonnabend, den 2. Oktober, früh 6 Uhr

Kanzler Feige eröffnet.

Luther: Hochgeborner Fürst, gnädiger Herr. Ich zweifle nicht, daß das Gespräch in guter Absicht veranstaltet ist. Vor zwei Jahren habe ich's abgelehnt, weil ich wußte, es sei von beiden Seiten genug geschrieben und neue Beweggründe würde kein Teil mehr aufzubringen haben. Ich für meine Person habe meine Meinung gesagt, und bei der will ich bis an mein Ende beständig bleiben. Auch war gar nicht meine Absicht, noch mehr über die Sache zu schreiben. Aber nach dem Reichstag von Speier habe ich dem Herrn Philippus (von Hessen) zugestimmt: nicht, daß ich meine Ansicht ändern wollte, die bei mir ganz feststeht, sondern daß ich meines Glaubens Ursache aufweisen will und die Irrtümer der Andern. Christus hat ganz deutlich gesagt: „Nehmet, esset, das ist mein Leib." Da sollen nun die Gegner beweisen, daß Leib nicht Leib sei.

Aber ehe wir darüber disputieren, muß ich einige andre Punkte vorbringen, in denen die Gegner irren. (Zur Tagesordnung!)

In Zürich, Basel, Straßburg wird gelehrt:

1. von der Dreieinigkeit, daß Arius richtiger über sie gelehrt habe als der hl. Augustin und andre orthodoxe Väter;

2. von den zwei Naturen in Christo, da machen sie einen solchen Unterschied, daß sie aus Einer Person anscheinend zwei machen;

3. von der Erbsünde, von der leugnen sie, daß sie eine Ursache der Verdammnis sei;

4. von der Taufe, da lehren Etliche, daß sie nicht das Siegel (signum) des Glaubens, sondern nur das Merkmal einer äußeren Bekehrung sei;

5. von der Rechtfertigung: die schreiben sie nicht dem Glauben allein (in Christum), sondern zum Teil auch unsern Kräften zu;

6. vom verkündigten Wort (vocali) und desgleichen von dem ganzen Dienst am Wort (ministerio verbi) lehren sie Irriges;

7. item vom Fegfeuer und vielleicht einigen andern Stücken der christlichen Religion und Lehre. Darüber müssen wir erst einig geworden sein, wenn wir nicht vergebens über den wahren Wert des hl. Abendmahls verhandeln wollen.

Ökolampad erwidert, er sei sich nicht bewußt, über all diese Punkte eine Lehre zu führen, die mit Luthers nicht übereinstimme. Dieses Gespräch sei zu dem Zwecke angesagt, daß man seine Meinungen über das Abendmahl austausche. Desgleichen antwortet

Zwingli: er habe schon mit Melanchthon über verschiedene Punkte gesprochen; man könne später auf sie zurückkommen, jetzt solle man vom Abendmahl handeln.

Luther gab nach, aber nicht ohne Protest. Er stimme mit Vielem in den Schriften der Gegner nicht überein, das habe er aussprechen müssen, sonst würde man daheim sagen, er habe das Maul nicht auftun dürfen. Aber er wolle nun gern über das Abendmahl mit disputieren. (Und ging sofort ins Zeug.)

Alle Einwände des menschlichen Verstandes müssen dem Worte Gottes weichen. „Das ist mein Leib" darf nicht anders verstanden werden, als es dasteht. Wollt ihr es aber anders erklären, so müßt ihr klare Zeugnisse der Schrift beibringen, die eure Auslegung beweisen. (Die Worte „Das ist mein Leib" hatte er mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben.)

Ökolampad nimmt den Handschuh auf. Es liegt am Tage, daß in der hl. Schrift an verschiedenen Stellen uneigentliche, bildliche Rede geführt wird, indem die Wörter etwas Andres bedeuten, als wie sie lauten. Z. B.: „Johannes der Täufer ist Elias" „Christus war der Felsen" „Der Same ist das Wort" „Ich bin der rechte Weinstock". Metaphern, Metonymien nennt man das. So kann auch in der Rede „Dies ist mein Leib" eine solche bildliche Sprache vorliegen (figura).

Luther: Das ist nicht genug, daß diese Worte so verstanden werden können, es gilt zu beweisen, daß sie so verstanden werden mußten.

Ökolampad schickt sich sofort an, diesen Beweis zu führen. Es kommt auf den geistigen Genuß des Leibes und Blutes Christi an. Das lehrt Joh. 6. Diese Stelle ist entscheidend für

alle übrigen verwandten Stellen. Dort sagt Jesus von sich: „Ich bin das Brot des Lebens“ (V. 35. 48). Und als die Juden und seine Jünger das vom leiblichen Essen verstehen, wehrt er ihnen dies mit den Worten: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützt gar nichts“ (V. 63). Aus dieser Stelle folgt, daß Jesus den fleischlichen Genuß seines Leibes ausdrücklich verworfen hat, und daß er diesen von ihm selber verworfenen Genuß unmöglich später kann gewollt oder gestiftet haben.

Luther: Gewiß gibt es solch bildliche Redeweise. Aber es ist eine petitio principii (ein Vorwegnehmen des Resultats), wenn daraus, daß Jesus von geistlichem Essen redet, geschlossen wird: folglich sei kein leibliches Essen möglich. Die Juden verstanden das leibliche Essen, wie wenn man Ochsen- oder Schweinefleisch in Stücke reißt, wie man Brot und Fleisch auf einer Schüssel ißt. Diesem töricht äußeren Mißverständnis setzt Jesus seine Rede vom geistlichen Essen entgegen. Aber wenn nun Jesus bei der Einsetzung des Abendmahls ein leibliches Essen stiftet, so ist das etwas ganz Andres, eine Wohltat des hl. Geistes. Ich habe einen starken gewaltigen Text, auf den hin kann ein Mensch wohl glauben, da sei der Leib Christi.

Ökolampad: Luthers Deutung sei minderwertig (humilis). Christum im Brote glauben, sei kein Glaube, sondern eine Meinung.

(Über diesen Vorwurf, daß Luthers Deutung des leiblichen Essens humilis sei, entwickelte sich ein langer Streit.)

Ökolampad: Man soll den Elementen nicht zu viel Wichtigkeit beilegen.

Luther: Was ist niedrig, gering? Es kommt nicht darauf an, was gesagt wird, sondern wer es sagt. Wenn Gott befiehlt, einen Strohhalm aufzuheben, so ist das eine geistliche Sache. Wir reden von dem Leibe Christi, der am Kreuze für uns gegeben ward, der da ist zur Rechten Gottes. Gerne wollten wir eure Ansicht annehmen, aber ihr habt einen losen Verstand von der Sache.

(Dies Wort „loser Verstand“ war offenbar damals unparlamentarisch. Luther bittet den Fürsten deshalb um Entschuldigung, und den Ökolampad auch. Aber einig werden sie nicht.)

Ökolampad: Wenn wir das geistliche Essen haben, was soll dann noch das leibliche?

Luther: Ich frage nicht, ob das nötig sei oder nicht. Das Wort Christi hält mich gefangen. Er gibt sich uns auf vielerlei Weise: 1. im gepredigten Wort, 2. in der Taufe, 3. in brüderlichem Trost, 4. im Sakrament. Da wird, so oft man es feiert, der Leib Christi genossen — weil er selber uns heißt also tun. Wenn er uns hieße Dreck essen (später: Holzäpfel), würde ich es tun, wissend, daß es mir heilsam sei. Ein Knecht soll nicht über den Willen des Herrn sich seine Gedanken machen. Man muß die Augen schließen.

Ökolampad: Wo steht geschrieben, daß wir mit geschlossenen Augen durch die Schrift wandeln sollen, mein Herr Doktor?

Luther: Wenn wir hundert Jahre disputieren, kommt nichts dabei heraus. Schaffe mir diesen Text bei Seite, dann bin ich zufrieden. Derselbe, der die Worte bei Johannes sprach, hat gesagt: „Das ist mein Leib.“

Ökolampad: Wir müssen doch mit hellen Sinnen uns in der Schrift umtun und Stelle mit Stelle vergleichen. So tat Augustinus. Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe.

Luther: Und ich bleibe bei meinem Text.

*

Nun tritt Zwingli an Stelle von Ökolampad.

Zwingli wirft Luther zunächst vor, daß er sich eines praeiudicium, also eines Vor-Urteils schuldig mache, wenn er von vornherein entschlossen sei, auf seiner Meinung zu beharren. Ohne Zweifel müsse man die verschiedenen Schriftstellen miteinander vergleichen. Zwar haben wir keinen Spruch, der sagt: „Dies ist (nur) ein Zeichen (figura) meines Leibes“, wohl aber haben wir einen Spruch, der vom leiblichen Essen wegführt. Den müssen wir achten. Folglich hat Christus sich im Abendmahl nicht leiblich dargegeben. Und ihr erkennet ja selbst an, daß das geistliche Essen es ist, welches tröstet. Weil ihr mit uns in dem zusammenstimmt, was doch die Hauptsache ist, so bitte ich euch um der Liebe Christi willen, daß ihr Niemanden wegen seiner Nebengedanken zum Ketzer macht. Die Alten haben sich, auch wenn sie uneins waren, nicht gleich so verdammt. — Es solle vergessen sein, was sie gegenseitig an wüsten Worten gewechselt; miteinander wollten sie nur auf das Eine Ziel hin arbeiten, daß, soviel es durch sie möglich sei, die Wahrheit aus der Finsternis hervorleuchte.

Sofort setzte Zwingli wieder bei Joh. 6, 63 ein. Wenn es dort heißt: „Das Fleisch ist kein nütze“, so nimmt er den menschlichen Leib Christi aus, der gelitten hat, humanitatem quae passa sit: illa enim salutaris, denn in diesem Leibe hat er uns erlöst. Und ich empfange wunderbaren Trost, so oft ich denke: „Christus hat Fleisch gehabt wie ich“ — wunderbar tröstet mich das. Ihr werdet dem Sinne des Evangelisten nicht gerecht. Joh. 6, 62 ist mit Augustin so zu verstehen: „Wenn ich auffahren werde gen Himmel, da werdet ihr sehen, daß es sich um ein leibliches Essen meiner (meines Leibes) nicht handeln kann.“ Der Geist ist's, der lebendig macht, er wird dem Fleische ausdrücklich entgegengesetzt.

Manches Kindische sei gesagt worden, so: „Wenn Gott mich Dreck essen hieße.“ Was Gott uns heißt, heißt er zum Guten und zum Heil. Er führt uns ins Lichte, nicht in die Finsternis. Die Orakel der Heiden sind dunkel, unser Gott orakelt nicht. Die Seele ist Geist; nicht genießt die Seele Fleisch, sondern Geist genießt Geist.

Schließlich bittet Zwingli Luthern, ihm nichts zu verübeln, begehrt Freundschaft — ohne alle Gekränktheit: mit Freuden sehe er Luther und Melanchthon von Angesicht zu Angesicht.

Luther verspricht, sein Temperament zu zügeln, Gott und dem Fürsten zu Liebe. Was hin ist, ist hin. Hoffen wir auf die Zukunft.

Aber die geistliche Nießung schließt die leibliche nicht aus. Wo immer das Wort Gottes verkündigt wird, da gibts geistige Nießung, da muß nur Glaube da sein: der Glaube ist das geistliche Essen. Wenn nun Gott die leibliche Nießung hinzufügt, sollen wir's annehmen. Wir genießen dann im Glauben den Leib, der für uns gegeben wird. Der Mund empfängt Christi Leib, die Seele glaubt seinen Worten, dieweil sie den Leib genießt. Ihr habt Glossen, meinets gut, an dem ist's nit gelegen.

Wenn ihr sagt, Gott mute uns nichts Unfaßbares zu (proponere), das gebe ich nicht zu. Z. B. Maria Jungfrau, Vergebung der Sünden, vieles der Art! So auch: „Das ist mein Leib.“ Ps. 77, 20: „Deine Pfade sind in großen Wassern, und deine Spuren werden nicht erkannt werden.“ Wenn wir seine Wege wüßten, wäre er nicht unbegreiflich, der wunderbare Gott.

Zwingli geht auf das Letzte nicht ein. Er bringt Schriftstellen vor, in denen ein Bezeichnetes steht für das Zeichen (signatum pro signo — Leib für Brot) Hes. 5, 1ff. Exod. 12, 27. Jes. 9, 14. Den Propheten ist das ganz geläufig. Bedenkt man all diese Bibelstellen, so kann man gar nicht anders, als in den Worten „Das ist mein Leib“ ist (est) im Sinne von bedeuten (significat) verstehen.

Christus hat von leiblicher Nießung nichts gelehrt. Man muß das Mark aus dem Wort herausholen! Ihr verwerft unsre Glossen, wir eure. Sakrament ist eine innerliche Bedeutung, ein Zeichen, gebraucht in einer Handlung. Es soll den Brüdern ausgeteilt werden, die dadurch bezeugen, daß Christus für sie gestorben sei. Was ich sage, werdet ihr durch keine Philosophie und Rhetorik entkräften. Wer die Schriftworte zweideutig auslegt, nimmt der Schrift ihre Kraft.

Luther: Ich habe kein Wort mit Wissen zweideutig gemacht. Für mich handelt sich's um eine Stiftung Christi; die Worte sind nicht unser, sondern des Herrn. Würde ich sagen: bei den Worten „Das ist mein Leib“ werde der Leib Luthers daraus, das gehörte an den Galgen. Aber das Wort macht's, daß die Hand des Priesters die Hand Christi ist. Der Mund ist nicht meiner, die Zunge nicht meine, sondern Christi, ganz gleich, ob ich ein Bube und Schalk wäre. Ich disputiere nicht über est und significat: Christus sagt, das genügt mir. Da kann kein Teufel dawider.

Gewiß ist's die Seele, die den Leib Christi genießt; denn wo das Wort Gottes, da bedarf's des Glaubens und der geistlichen Nießung. Leiblicher Leib im Wort, das ist die Sache. Wenn ich da erst frage, falle ich aus dem Glauben. Ich würde zum Narren darob. Macht ihr ein Gleichnis daraus, warum nicht auch aus dem Satz: „er fährt auf zum Himmel"?

Schließlich bittet Luther, weil ihre Gründe so schwach seien, möchten sie nachgeben und Gott die Ehre geben.

Zwingli: Auch wir bitten, daß ihr Gott die Ehre gebet und von eurer petitio principii lasset; wo bleibt der Beweis für eure Behauptung? Ihr wollt mich abführen: ich stehe auf dieser Stelle (Joh. 6) und werde mich von ihr nicht wegdrängen lassen. Ihr werdet mir anders singen.

Luther beklagt sich, daß Zwingli gehässig rede.

Zwingli fragt, ob Luther nicht glaube, daß Christus Joh. 6 habe den Unwissenden zu Hilfe kommen wollen?

Luther: Ihr wollt uns überboltern (d. i. durch Schreien einschüchtern). Eure Aufgabe ist's, zu beweisen, nicht meine. Lassen wir diese Stelle (Joh. 6), sie tut nichts zur Sache.

Zwingli: Nein, nein: diese Stelle bricht euch den Hals ab.

Luther: Rühmet nit zu sehr, die Hälse brechen nit also. Ihr seid in Hessen, und nicht in der Schweiz.

Zwingli entschuldigt sich: das sei eine Schweizer Redensart.

Der Landgraf nimmt durch Geberde und Wort die Entschuldigung an.

Luther: Christi Leib ist Tod, Gift und Teufel denen, die unwürdig essen. Denen ist also Fleisch kein nütze. Es folgt aber daraus nicht, daß es bloß einen geistlichen Genuß gebe, und nicht auch einen leiblichen. Der Leib ist da und ist nütze. Denn obwohl der Geist selber den Leib Christi nicht leiblich genießt (körperlich verzehrt), glaubt er doch unter dem Brot und Wein ihn zu genießen in dem Worte, das er (der Geist) selber höret.

Und da über diese Sache von beiden Seiten genug gestritten worden, ging man zum Mittagessen.

*

Nach dem Mittagessen, am 2. Oktober, 2 Uhr

Zwingli begann wieder mit der Haupt-Bibelstelle der Schweizer Joh. 6, 63. Er spielt einen starken Trumpf aus, indem er aus Luthers „Postille" einen Satz zitiert, der seine eigne Meinung widerspiegelt:

„Essen und Trinken geistlich ist nichts anders denn Glauben „an Gottes Wort und Zeichen, wie auch Christus Joh. 6 (V. 54 f.) „sagt: Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibt „in mir und ich in ihm" (E. A.[2] 8, 96 f.).

Auch auf Melanchthons Auslegung des Kap. Joh. 6 beruft er sich.

Luther schiebt diesen Vorhalt rasch bei Seite. Es handelt sich nicht um das, was ich oder Philippus schreiben und geschrieben haben, sondern Ökolampad und Zwingli sollen beweisen, daß im Abendmahl nicht der leibliche Leib genossen wird. Wenn ich euch auch zustimmte, blieben doch die Worte unwiderlegt stehen: „Das ist mein Leib." Alle die Vielen, die gegen uns geschrieben haben, tun immer, als redeten wir nur vom Sakrament ohne das Wort. Wir sagen ja gar nicht, daß der Leib Christi in unsern Leib eingehe und ihn nähre wie andre Speise, sondern wir halten den Leib Christi für eine ewige Speise, die nicht verbraucht (verdaut) wird, sondern durch unsern Leib hindurchgeht. Christi Leib nährt unsern menschlichen Leib auf eine ewige Weise. Während der Mund ihn empfängt, wird dem Menschen eine gewisse Unsterblichkeit zu Teil.

Es kommt auf die Kraft der Worte an. Menschliche Worte sagen irgend etwas aus. Wenn aber Gott sagt: „Nehmet" „tut das" „sprecht diese Worte" — da geschieht's. Da hat er selber geredet, und schon ist's geschehen. Es kommt dann auch gar nicht darauf an, ob der, der in seinem Namen redet, gläubig oder ungläubig, gut oder böse sei. Gott gründet sein Sakrament nicht auf unsere Heiligkeit, sondern auf sein Wort. Wo bliebe sonst auch die Sicherheit des Taufsegens. Dem täuferischen und donatistischen Irrtum wäre sonst Tür und Tor geöffnet.

Zwingli: Unmöglich kann das Wort eines schlechten Priesters den Leib Christi hervorbringen (efficere).

Luther: Gottes Wort ist wirksam und wahr, von wem es auch gesprochen wird. Wie geschrieben steht Matth. 23, 2 f.: „Auf Moses Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Alles, was sie euch sagen daß ihr halten sollet, das haltet und tut's."

Zwingli: Da ist nur die Lehre gemeint.

Luther: Gewiß, das ist zunächst von der Lehre gesagt, aber der Dienst am Wort und die Verwaltung der Sakramente, das ist Ein Amt.

Zwingli: Wenn es auf die Person des Amtierenden gar nicht ankommt, so daß auch im Munde eines Gottlosen in einer Gemeinde von Gottlosen die Abendmahlsworte wirksam sind, ist die Folge, daß das Papsttum wieder aufgerichtet wird.

Luther: In einer Gemeinde von Gottlosen — darüber wolle er nichts sagen. Aber das sei gewiß: Da des Glaubens der Geistlichen (ministrorum) in der Gemeinde auch von Frommen und Gläubigen Niemand sicher sein kann, so muß man mehr auf Gottes Allmacht als auf den Glauben der Amtsträger (ministrorum) schauen. An Gottes Macht kann und darf Niemand zweifeln.

Zwingli will einen Unterschied machen zwischen Lehrworten und Sakramentsworten. Es wäre ein Schand, daß Luther und Genossen einen solchen schweren Artikel hielten, lehrten und verföchten und doch kein Schriftwort darüber zeigen könnten oder wollten.

Da hub Luther die Sammetdecken auf und zeigte ihm den Spruch: „Das ist mein Leib", den er mit der Kreiden hatt' vor sich geschrieben und sprach: Allhier steht unsre Schrift. Die habt ihr uns noch nicht abgedrungen, wie ihr euch erboten habt; wir bedürfen keiner andern.

Zwingli kommt auf Joh. 6 zurück. Luther widerspreche sich. Einmal sei das Fleisch Christi ihm eine nützliche Speise, und dann wieder, wenn es ihm beliebe, eine unnütze.

Luther: Ja, so lehre ich. Den Ungläubigen ist Christi Fleisch nicht nur ganz unnütz, sondern Gift und Tod, wie ihnen auch Gottes Wort und Gott selbst Gift und Tod ist. Aber den Gläubigen ist es nütze, ist es Arzenei und ewiges Leben.

Zwingli: Aber ein Glaubensartikel nötige doch, in den Abendmahlsworten einen tropus anzunehmen. Nämlich der Satz „Aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes." Wenn Christus im Himmel ist, hat es keinen Sinn, ihn im Abendmahl zu suchen. Denn ein und derselbe Leib kann nicht gleichzeitig an verschiedenen Örtern sein.

Luther: Wenn einmal ein Tropus, eine uneigentliche Rede angenommen werden müßte, um den Widerspruch zwischen der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl und zwischen seiner Himmelfahrt auszugleichen, weshalb man dann nicht den Tropus in dem Worte „Himmel" finden könne? Denn ohne Zweifel werde das Wort „Himmel" in sehr verschiedenem Sinne in der hl. Schrift gebraucht.

Zwingli lehnte diesen Vorschlag ab.

Luther will ihn auch nicht ernstlich aufrecht erhalten.

Zwingli ist aber müde geworden, und so löst Ökolampad ihn ab. So kommt es, daß das eben angeschlagene Hauptthema wieder verlassen wird.

*

Ökolampad hebt als den Hauptpunkt immer wieder Joh. 6 hervor. Ich habe heute schon von Joh. Kap. 6 geredet, aber ich bin noch nicht genug gesättigt. Man soll nicht freventlich Einbruch tun in die Schrift. Man soll nichts hinzutun. Joh. 3 lehrt Jesus den Nikodemus, daß es zum Reiche Gottes nur durch eine Wiedergeburt hineingehe. Wenn nun dies die einzige und genugsame Bedingung sei, so bedürfe es nicht weiter eines leiblichen Essens des Leibes Christi im Abendmahl, ja dies sei vielmehr etwas Unnützes.

Luther stimmt 1. dem Grundsatz von Herzen bei: man soll dem nichts hinzufügen, was die Schrift sagt. Denn dafür haben wir uns mit dem Papst gerauft. Aber 2. Gott hat mancherlei Weise, den Glauben in uns zu schaffen, aufzurichten und zu mehren: Predigt, Taufe, Abendmahl usw. Was für Mittel er da anwendet, geht uns nichts an; er weiß, was uns gut ist.

Darum ist das ein falscher Schluß: „Die Wiedergeburt tut den Himmel auf, also ist Christi Leib nicht im Abendmahl, ist gar unnütz.“ Vielmehr, zu diesem Essen wird ja gerade der neue wiedergeborne Mensch erfordert, auf daß er glauben und essen könne.

Ökolampad will nun eine ganz klare Bibelstelle beibringen, die dazu zwinge, den Worten des Abendmahles einen uneigentlichen Sinn beizumessen. Er zitiert Joh. 16, 28: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt, wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.“ Diese Stelle schließt die Gegenwart im Abendmahl aus.

Luther erinnert dagegen an Luk. 24, 44: „Das sind die Reden, die ich zu euch sagte, da ich noch bei euch war.“ Daraus könne man leichtlich entnehmen, was Christus damit gemeint habe, wenn er davon redete, daß er die Welt verlasse.

Ökolampad legt dagegen Joh. 16, 7 vor: „Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch“ — da bezeichnet er seine leibliche Gegenwart geradezu als etwas Hinderliches. Und ebenso folgt aus Röm. 8, 11: „Derselbige, der Christum von den Toten auferwecket hat, wird eure sterblichen Leiber lebendig machen“ — daß unsre Hoffnung auf unsre Auferweckung dahinfällt, wenn Christi Leib nicht im Himmel, sondern noch im Brote ist.

Da antwortete nun Luther mit großer Zuversicht: die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl raube nimmermehr die Hoffnung auf unsre Auferweckung, stütze und stärke sie vielmehr.

Und er hob seine Stimme wie zu einer Schlußrede: Wir halten das Fleisch für sehr, ja für ganz und gar nützlich, und lassen es uns durch keine Schriftstelle, keine Auslegung, keinen Vernunftgrund nehmen. Haltet ihr das Fleisch für unnütz, so steht euch das meinetwegen frei; wir fußen fest auf dem Wort. Was aber sagt das Wort? 1. Daß Christus einen Leib habe — das glaube ich. 2. Daß eben dieser Leib aufgefahren sei gen Himmel und sitze zur Rechten des Vaters — auch das glaube ich. 3. Eben dieser Leib ist im Abendmahl und wird uns da zu essen gegeben — so sagt Er — und das glaube ich auch. Denn mein Herr Jesus Christus kann das leicht machen, wenn er will; und daß er es will, bezeugt er eben in seinen Worten, auf denen ich beständig fuße, bis er selber durch sein eigen Wort mir etwas Andres gesagt haben wird.

*

Da ließ man den Versuch, sich durch Schriftstellen zu überwinden, und Ökolampad ging zu den Vernunftgründen über und entwickelte zunächst die Erkenntnis von der Umschriebenheit und Begrenztheit der Körper.

Ökolampad: Aber es ist eine Notwendigkeit, daß ein Leib, ein Körper immer nur an Einem Orte sich befindet. In längerer Rede entwickelt er die Lehre von der Umschriebenheit und Begrenztheit (circumscriptio et finitas) der Körper.

Luther: Von den mathematischen (naturwissenschaftlichen) Lehrsätzen wolle er hier nichts hören. Ihm gilt's gleich, was wider die Natur ist, wenn es nur nicht wider den Glauben ist. Gott könne sehr wohl machen, daß Ein Körper entweder nur an Einem Orte oder an mehreren zugleich sei. Wenn erst die Schriftfrage gelöst sei, dann wolle er bis zum Überdruß mit ihnen darüber disputieren, was die Naturwissenschaft dazu sage.

*

Ökolampad führt darauf Matth. 26, 11 ins Feld: „Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Gemäß seiner Gottheit, erläutert er, ist Christus immer und überall. Wenn er nun sagt, er werde abwesend sein, so muß er meinen, daß er mit seiner Menschheit abwesend sei. Wenn er aber nach seiner Menschheit abwesend ist, dann kann er also nicht leiblich im Abendmahl zugegen sein.

Luther: Von all den vorgebrachten Gründen hat allein dieser einigen Schein. Aber wenn denn der Zwiespalt zwischen diesem Worte und der Abendmahlsstiftung ausgeglichen werden muß, weshalb nehmt ihr nicht lieber hier eine uneigentliche Rede an und laßt dort die eigentliche bestehen? Der Sinn von Matth. 26, 11 ist doch offenbar, daß Christus sagt: er werde künftig nicht mehr so bei uns sein, daß er unsrer Dienste bedürfe, so, wie er ihrer damals, bei seinen Lebzeiten bedurfte; aber da würden sie immer die Armen bei sich haben, denen könnten sie Gutes tun, als wäre er es selbst (suo nomine).

Ökolampad ermahnt Luthern, er möge nicht so am Fleisch Christi und an seiner Menschheit haften bleiben, sondern seinen Sinn empor zur Gottheit Christi erheben. Und zum Beweis, daß man nicht zu viel Aufhebens von der Menschheit Christi machen dürfe, verweist er auf 2. Kor. 5, 16, wo Paulus sagt: „Von nun an kennen wir Christum nicht mehr nach dem Fleisch.“ So stehen auch wir und sagen: in der Wiedergeburt kennt und erkennt man Christum nicht nach dem Fleisch (secundum carnem).

(Hier griff Melanchthon mit einem Zwischenruf ein. Es war das einzige Mal, daß er sich in das Gespräch einmischte.)

Melanchthon: Non carnaliter — nicht fleischlich, auf fleischliche Weise — erkennen wir Christum, d. h. nicht nach unsrer Fleischesart — non secundum nostram carnem.

Luther: Solcher Vorhalt sei für ihn ganz unerträglich. Er wisse von keinem Gott und bete zu keinem Gott, als der Mensch geworden ist. Kein andrer kann uns erlösen. Daß man Christi Menschheit gering macht und bei Seite schiebt, kann ich nicht dulden.

Ökolampad: Ich weiß auch von keinem andern Gott und es ist kein andrer als der, der Mensch geworden ist. Aber eben diesen wahrhaftigen Gottmenschen sollen wir nach dem Fleisch nicht kennen.

Luther: Ja, nach dem Geist kennen wir ihn; so, daß wir gewiß sind, er sei für uns in die Welt gekommen, habe für uns gelebt und gelitten.

Ökolampad: Wenn Christus seinen Leib für uns dahingab, so war das doch ein leidensfähiger und sterblicher Leib. Wie kann der heute noch uns etwas nütze sein! Heute gilt's ein geistlich Essen und Genießen.

Luther: Der Nutzen des leiblichen Essens beruht darauf, daß eine Verheißung dabei ist: die Verheißung der Sündenvergebung.

Alle Verheißung fordert Glauben, Glaube aber ist geistliches Erkennen. Geschieht nun das leibliche Essen im Glauben, so wird ein geistliches Essen daraus. Es genügt, daß dieser so nütze Leib mir zum Essen dargeboten wird. Ob dieser Leib einst sterblich und leidensfähig war, bekümmert mich wenig, das sind accidentia, gerade so nebensächlich wie mit welchem Kleide Christus bei seinem letzten Mahle angetan war.

*

Ökolampad: Ihr wollt im Abendmahl den tropus (die metaphora, das Gleichnis) nicht zulassen und müßt doch eine andre Redefigur zulassen: die synekdoche.

Luther: Das ist ein großer Unterschied. Nehmen wir eine Metapher an, so ist da nicht der Leib, sondern ein Zeichen (figura) des Leibes. Da verliert man den Kern und behält nur die Schalen. Anders bei der Synekdoche. Da nimmt man den Teil und meint das Ganze, es ist „eingefaßte Rede“. Man sagt „Schwert“ und meint die Scheide mit, sagt „Kanne“ und meint das Bier mit. So ist der Leib im Brot, wie das Schwert in der Scheide. So war der hl. Geist in der Taube. Die Metapher nimmt alles weg, das tut die Synekdoche nicht. (Zu Melanchthon): Philippus, antwortet Ihr, denn ich hab mich müd gewaschen *).

Zwingli kommt jetzt zurück auf die Frage nach der Daseinsweise des verklärten Menschenleibes Christi: Kann der, wenn er im Himmel ist, auch auf Erden sein? Er zitiert, um das Problem festzustellen, folgende Sprüche: Röm. 8, 3: „Gott sandte seinen Sohn in Gestalt des sündlichen Fleisches.“ Phil. 2, 6ff.: „Christus nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein andrer Mensch und an Geberden *(σχήματι)* als ein Mensch erfunden **). 1. Kor. 15, 48! Hebr. 2, 17: „Daher mußte er aller Dinge seinen Brü-

*) Eine andre Quelle hat dies Wort an andrer Stelle und zwar lateinisch: Philippe, et tu loquere, ego vere fessus sum. Jedenfalls hat Melanchthon Luthern den Gefallen nicht getan, ihn abzulösen. Am Ende war es Luthern nicht so ernst mit seiner Bitte.

**) Melanchthon muß hier über die schweizerische Aussprache des Wortes *σχήματι* (schemati) lachen, über die Aussprache des sch. Zwingli hat griechisch zitiert.

dern gleich werden." Auch 4, 15. Aus diesen Stellen geht hervor, daß Christus eine begrenzte Menschheit an sich hatte (finitam humanitatem). Er teilte die Grenzen irdischer Leiblichkeit, und tut das nach seiner menschlichen Natur (also mit seinem Leibe) noch heute. Luther hat behauptet: Christi Leib sei überall. Nein, Christi Leib ist an Einem Ort, kann nicht an vielen Orten sein. Zwingli führt dafür den Augustin und andre Väter ins Feld.

Luther: Ihr habt Väter auf eurer Seite, wir auf unsrer. Aber was den Paulus anlangt und sein Wort, Christus sei in allem uns ähnlich gewesen — ja meint er damit wirklich eine mathematisch genaue Ähnlichkeit? Heißt das, daß Jesus ein Weib gehabt und schwarze Augen? Ich habe darüber in meinen Büchern geschrieben, aber ihr habts nicht verstanden. Wir wollen doch die Mathematik (die naturwissenschaftlichen Begriffe) bei Seite lassen. Ihr schließt von den Accidentien auf die Substanz, das ist ein logischer Fehler. Ob Christus im Himmel oder auf Erden ist, nicht ist er im Abendmahl wie an einem Ort.

Zwingli zitiert weitere Stellen aus dem Neuen Testament, in griechischer Sprache.

Luther: Leset deutsch oder latein, nicht griechisch.

Zwingli: Verzeiht. Seit zwölf Jahren gebrauche ich das griechische Neue Testament; das lateinische habe ich erst einmal gelesen. —

Er will aus Phil. 2 beweisen, daß Christus ein begrenztes Dasein hatte als Mensch; in Gottes Gestalt (μορφῇ) war er unbegrenzt, in Knechtsgestalt begrenzt wie wir.

Luther: Concedo.

Zwingli und Ökolampad machen jetzt auch anscheinend ein Zugeständnis. Wohl könne Gott durch seine Allmacht bewirken, daß Ein Körper an mehreren Orten sei; aber daß ebendies im Abendmahl geschehe, das müsse ihnen bewiesen werden.

Luther (wörtlich): Meine allerliebsten Herren, dieweil der Text meines Herrn Jesu Christi allda stehet: „Das ist mein Leib", so kann ich wahrlich nicht vorüber, sondern muß bekennen und glauben, daß der Leib Christi da sei.

Jetzt springt Zwingli vor: Also nehmet auch Ihr, Herr Doctor, Christi Leib räumlich (localiter) im Abendmahl, denn Ihr saget: Der Leib Christi muß da sein, da, da! „Da" — das ist sicher ein Ausdruck für räumliches Sein.

Luther: Wenn man so hinterlistig verhandeln wolle, müsse er protestieren, wie er schon zuvor getan habe. Mit mathematischen Formeln (naturwissenschaftlichen Gründen) habe die Sache für ihn gar nichts zu tun, und einen Ausdruck für räumliches Sein (adverbium loci) finde er schlechterdings nicht in den Abendmahlsworten Jesu. „Das ist mein Leib", nicht: „Hier ist mein Leib" lauteten die Worte. Diese Worte nehme er ganz einfältig und habe dabei nicht erwartet, daß man ihn mit Trugschlüssen fangen wolle. Ob Christi Leib an einem Orte sei oder außer einem Orte (Raume), das wolle er lieber nicht wissen als wissen. Gott habe darüber noch nichts offenbart, und kein Sterblicher könne das beweisen.

Zwingli will Luther bei seinem Zugeständnis festhalten, daß Jesus nach seiner menschlichen Natur doch ein begrenztes Dasein gehabt habe. Mithin hatte er auch ein örtlich-räumliches Dasein (finitum, ergo locale).

Luther: Ich will es Euch nicht zugegeben haben. („Ich will es nit gehabt haben, ich will sie nichts" —).

Zwingli: Muß man denn grad alles, was Ihr wollet?

Da wurde das Abendessen (coena) angesagt und machte dem Streit ein Ende.

*

Sonntag, 3. Oktober, vormittags

Zwingli setzte genau da ein, wo die Disputation am Tage vorher abgebrochen war: Christi Leib ist begrenzt, also an einem Ort. Er muß je ein Raum haben und räumlich da sein.

Luther: Wie ich schon gesagt habe, er [Christi Leib] kann an einem Orte sein und nicht an einem Ort. Gott kann auch mit meinem Leibe machen, daß er nicht an einem Orte ist. Ein Körper kann an vielen Orten (in vielen Räumen), viele Körper können an einem Orte (in einem Raume) sein. Das ist für Gott nicht nur möglich, sondern ein Leichtes. So haben die Sophisten (Scholastiker) gelehrt, und ich stimme ihnen zu. — Aber was soll die Mathematik im Abendmahl? Ort, Raum, das sind mathematische Begriffe. Wer bin ich, daß ich Gottes Tun mit mathematischen Maßstäben messen könnte? Vernunft, Philosophia und Mathematica gehören hierher nicht. — Die Welt ist auch ein Körper, und ist doch nicht an einem Orte. Den allergrößten Leib, darin all andre Leiber begriffen sind, nämlich die ganze Welt, enthält Gott ohn eine Statt, darum hat die Welt kein Statt, darin sie ist.

Darzu schwiegen sie alle still.

*

Zwingli wirft Luthern vor, er argumentiere von dem, was sein kann, auf das, was ist. Luther müsse beweisen, daß Christi Leib zugleich an vielen Orten sein könne. Er verweist Luthern, daß er geschrieben habe: „Es ist alles voll Leib Christi." Und: „Wenn die Gottheit nicht gelitten hat in Christo, so wäre es nicht mein Christus."

Es geht also um die Zweinaturenlehre. Sie streiten um Sätze von den Kirchenvätern Fulgentius († 533) und Augustinus († 430).

Luther bezeugt wieder seine Gleichgültigkeit gegenüber der Frage: Ob Christi Leib an einem Orte sei oder nicht, das will ich Gott überlassen; mir ist genug, daß da stehet: „Das ist mein Leib."

Zwingli: Das ist eine petitio principii. Gerade so gut könnte man daraus, daß Jesus zu Maria von Johannes gesagt hat: „Siehe, das ist dein Sohn", folgern: Also ist Johannes der Sohn der Maria gewesen.

Es geht weiter über die Kirchenväter. Besonders wird Augustin von den Schweizern zu Hilfe gerufen.

Luther stellt dawider die Regel auf: Wenn die Väter reden, sollen sie nach dem Bibelkanon verstanden werden. Was sie anscheinend gegen die Schrift schreiben, das muß entweder schriftgemäß erläutert oder abgelehnt werden. Anders hat es Augustin selber nicht gewollt. *)

Osiander, Brenz greifen beiläufig in das Gespräch ein.

Zwingli und Ökolampad berufen sich jedenfalls auf Augustin, der gesagt habe: Der Leib Christi, in dem er auferstanden sei, müsse an Einem Orte sein.

Luther: Aber Augustin redet da nicht vom Abendmahl. Das ist etwas ganz Andres. Christi Leib im Sakrament, das ist gar nicht: Christi Leib an einem Orte.

Ökolampad schließt: Also ist Christus hier nicht leiblich (corporaliter, σωματικῶς) mit wahrhaftigem Leib. Denn ein Leib, ein Körper ist immer an einem Orte.

*

Sonntag nach dem prandium (Frühstück)

wird die Disputation noch einmal aufgenommen. Wieder anknüpfend an das Letzte im Vormittagsgespräch fragt

Ökolampad: Wenn Luther zugebe: der Leib Christi im Sakrament sei darin nicht als an einem Ort, so möge er, Luther, doch sagen, wie denn der Leib dort im Sakrament sei.

Luther: Ich wundre mich, daß ihr immer von Ort und Raum redet, da doch ausgemacht ist und von der ganzen Christenheit anerkannt, daß Gott außerhalb von Ort und Raum existieren könne.

Wir haben die Schrift für uns, auch die Väter. Könnt ihr Augustin und Fulgentius für euch in Anspruch nehmen, bleiben uns die übrigen: Cyprian, Cyrill, Ambrosius, Hieronymus.

Laßt uns Wege finden, zur Einigung zu kommen, damit nicht Aufruhr entstehe im Volk, und dieser häßliche Zwiespalt aus der Welt geschafft werde.

Sie reden von der Trinität. Darüber sind sie einig. Auch über Zeichen und Gleichnisse, signa und symbola sind sie weithin einig.

*) Migne 33, 626 f. CSEL 24, 340 f.

Luther: Es gibt Zeichen, von Engeln, und Zeichen, von Menschen gegeben. Aber ein großer Unterschied ist, wenn Gott ein Zeichen einsetzt. Ich habe nichts dagegen, daß man Sakrament das „Zeichen" einer heiligen Sache nennt. Die Sakramente sind heilige Symbole und also dazu da, etwas Weiteres, (amplius) zu bezeichnen und für den Verstand (intellectui) darzustellen. Wenn Leute, die das Brot (Abendmahl) gefeiert haben, sagen: „Ich habe unsern Herrgott gesehen", so ist das eine kindische Rede (puerilia). Man muß verständig sein. Wenn aber Jemand sagt, purum signum (ein bloßes Zeichen) sei da, das zuzulassen wird mir schwer.

Ökolampad geht auf den Schluß los. Wie euch unser Textverständnis nicht wankend macht, so uns nicht eure Auslegungen.

Luther: Ich will in meinem Glauben bleiben und kann nicht weichen. Ich muß euch Gott und seinem Urteilsspruch befehlen.

Luther dankt dem Ökolampad, daß er seine Sache so wacker geführt habe und so freundschaftlich. Er dankt auch dem Zwingli, der freilich herber gewesen sei, und bittet seinerseits Zwingli um Entschuldigung, wenn er (Luther) herbe Worte gegen Zwingli gebraucht habe: bin ich doch nur Fleisch und Blut. Ich möchte wohl, daß die Sache gegenseitig beigelegt werde.

Ökolampad: Man wolle daran denken, daß die arme Kirche den Schaden davon trage, das bittet er um Gottes willen.

Zwingli bittet Luther um Entschuldigung für seine Herbigkeit (acerbitas). Er habe immer den großen Wunsch gehabt, mit ihm Freund zu sein, und wünsche das noch. Fast unter Tränen sagt er: Weder in Italien, noch in Frankreich wüßte ich Männer, die ich lieber sehen möchte.

*

Noch erhob sich Jakob Sturm, der Ratsherr von Straßburg. Er wäre der Meinung gewesen, als wäre es nur um Einen strittigen Artikel zu tun; nun habe aber Luther gesagt, daß der Widerpart schier kein Hauptstück christlicher Lehre recht lehre, sonderlich „ist mir angezeigt von denen von Straßburg" usw.... Wenn er (Sturm) die Botschaft sollte heimbringen, würde er übel bestehen. Sturm begehrt, seiner Prediger Lehre zu verhören und zu zeugen, wo sie recht und unrecht lehreten.

Butzer (Straßburg) gab darauf Rechenschaft für sie alle und forderte von Luther Zeugnis, daß sie (die Straßburger) recht lehreten.

Luther: Traun nein, ich bin euer Herr und Richter nicht. Ihr wollt meine Lehre nicht, so kann ich euch zu Jüngern auch nicht leiden. Ihr begehrt, unter unserm Namen eure Lehre auszubreiten: ich höre euch wohl jetzo, weiß aber nicht, ob ihr daheim auch also lehret. Darum geb ich euch kein Zeugnis. Ihr bedürft's auch nicht, denn ihr rühmt überall, ihr habet's von uns nicht gelernt....

Also begehret Butzer, Luther solle doch anzeigen, was ihm mißfiele an ihrer Lehre.

Luther: Ich bin euer Herr nicht, euer Richter nicht. So reimet sich unser Geist und euer Geist nicht zusammen*), sondern ist offenbar, daß wir nicht einerlei Geist haben. Denn das kann nicht einerlei Geist sein, da man an einem Ort (auf der einen Seite, Partei) die Worte Christi einfältiglich glaubt, und am andern denselben Glauben tadelt, widerficht, lügstrafet und mit allerlei frevlen Lästerworten antastet. Darum, wie ich zuvor gesagt habe, befehlen wir euch dem Urteil Gottes: lehret, wie ihr vor Gott wollt verantworten.

*

Da ließ uns der Fürst danken, daß wir Sr. Gnaden zu Gefallen gekommen wären. Diesmal sollten wir abgehen. Se. Gnaden wollt weiter Rats pflegen. Wir dürften nicht also voneinander. Darnach beschickte er Einen nach dem Andern, fragte Rat und Mittel, und ob man nichts weichen könnte, fand bei uns allen: Wenn sie, der andre Teil (die Schweizer), bekennen wollten, daß der Leib Christi im Abendmahl wäre, nicht allein in der Menschen Gedächtnis, so wollten wir sie aller andern Fragen erlassen und nicht darauf dringen, ob er leiblich oder geistlich, natürlich oder übernatürlich, in Statt oder ohne Statt da wäre, und wollten sie also für Brüder wieder annehmen und alles tun, was ihnen lieb wäre. (Entgegenkommen der Lutheraner.) Aber das ist wunderlich zu hören: sie (die Schweizer) wollten nicht.*)

Der Fürst lud sie alle an seinen Tisch von beiden Parteien.

*

Montag, den 4. Oktober

Auf Wunsch des Fürsten treten noch einmal Luther und Melanchthon mit Zwingli und Ökolampad, Brenz und Osiander mit Butzer und Hedio zu vertraulichem Gespräch zusammen.

Butzer gab zu: Christus' Leib wäre im Nachtmahl und würde in und mit dem Brot gegeben den Gläubigen, aber nicht den Ungläubigen. Aus der Ursach: Christus hätt' nur das Brot, das er den Gläubigen hätt' geben, seinen Leib genennt, und das Brot, das den Ungläubigen wurde, gar nicht gemeint.

Osiander: Also würde ein neuer Streit werden, doch nicht so arg als der vorige; wir versehen uns aber, daß wir über diesen Streit wohl noch zu einem Vergleich kämen. (So geschehen: Wittenberger Konkordie 1536.)

Aber Butzer, als er zu seinen Gesellen kam, redeten sie ihm das aus, und fiel wieder ab.

Dennoch, ob man des Sakraments halben nicht einig wurde, baten die Schweizer: wir sollten sie für „Brüder" halten, und die Ihren bei uns die Sakrament lassen empfahen, desgleichen wollten sie auch tun. Das wurde ihnen aus großen und christlichen Ursachen (von den Wittenbergern) abgeschlagen.

Nun begehrten die Schweizer, Luther und Genossen sollten die Stücke aufzeichnen, darin man einig sei.

Luther: Ich will die Artikel aufs allerbeste stellen, sie werden's doch nicht annehmen.

Luther verfaßt darauf die sogenannten „Marburger Artikel", das hessisch-sächsische Bekenntnis. Sie sind ein Konkordien- oder Unionssymbol. Sie stellen fest die Übereinstimmung der Parteien in vierzehn Punkten: Dreifaltigkeit, Menschwerdung des Sohnes Gottes, Werk Christi, Erbsünde, Rechtfertigung aus dem Glauben (5—7), mündlich verkündetes Wort, Taufe, gute Werke, Obrigkeit und menschliche Ordnung (12 f.), Kindertaufe. Endlich der fünfzehnte und letzte Artikel handelt „vom Sakrament des Leibes und Blutes Christi". Er lautet:

Zum Fünfzehnten gläuben und halten wir alle von dem Nachtmahl unsers lieben Herrn Jesu Christi,

(1) daß man beide Gestalt nach der Einsetzung Christi brauchen solle,

(2) daß auch das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibs und Bluts Jesu Christi und die geistliche Nießung desselbigen Leibs und Bluts einem jeden Christen fürnehmlich von nöten,

(3) desgleichen der Brauch des Sakraments wie das Wort von Gott dem Allmächtigen gegeben und verordnet sei, damit (dadurch) die schwachen Gewissen zu glauben zu bewegen durch den hl. Geist.

Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich in Brot und Wein sei, dieser Zeit nit vergleicht haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, sofern Jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Teil Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen.

Die beiden Urkunden sind noch heute vorhanden in den Archiven von Kassel und Zürich**).

*

*) Weimarer Ausgabe 30 III 150, 6 ff. Das ist also die berühmte Stelle: „Ihr habt einen andern Geist als wir" quellenmäßig, so in einem Nachgespräch zwischen Luther und den Straßburgern enthalten.

*) So Osiander in seinem Bericht an den Nürnberger Magistrat. WA S. 150, Z. 24.

**) Die „Marburger Artikel" sind neuerdings abgedruckt in der soeben erschienenen Schrift von H. H. Wendt, Die Augsburgische Konfession. Halle 1927. So auch bei Tschackert, Die Augsburgische Konfession. Gotha ²1911. In Luthers Werken EA 65, 88 ff. WA 30 III, 160 ff.

Das Bekenntnis wird unterschrieben in zwei Ausfertigungen, die eine zuerst von den Wittenbergern, die andre zuerst von den Schweizern:

Martinus Luther
Justus Jonas
Philippus Melanchthon
Andreas Osiander
Stephanus Agricola
Joannes Brentius
Joannes Oecolampadius
Huldrychus Zwinglius
Martinus Bucerus
Caspar Hedio.

Die Grippe (der englische Schweiß) trieb die Gesellschaft allzu eilig aus einander. „Sunst vermeinen Viel, wo sie noch länger bei einander blieben wären und sich meh mit einander unterreden mögen, wären sie noch näher zusammenkommen." So Heinrich Bullinger (geb. 1504, gest. 1575) in seiner Reformationsgeschichte.

Dienstag, den 5. Oktober, ritt der Landgraf davon. Luther predigte noch am selben Vormittag „von dem großen hohen Artikel Vergebung der Sünden". „Wird der recht verstanden, so machet er einen rechten Christen." Die Streitfragen berührte er nicht.

Deutscher Evangelischer Kirchentag in Königsberg

17.—21. Juni

1

Als der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß den Kirchentag in das mißhandelte und gefährdete, vom Reich abgeschnürte Ostpreußen einlud, haben wir das alle verstanden und von Herzen gebilligt. Dieser Sinn unsers Besuches dort erfüllte die Tage. Keine Rede in Marienburg oder in Königsberg oder in Lötzen, die davon nicht überfloß. Den Einheimischen war es fast zu viel, besonders in den Predigten, aber man konnte nicht anders.

Gab schon dies eine wundervolle Einmütigkeit der Stimmung, so waren auch die Verhandlungen wesentlich in Harmonie gebettet. Wir wußten uns vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß so gut geführt und vertreten, daß wir uns fast überflüssig fühlen konnten. Es gab auch nach der Natur der Geschäfte kaum etwas zu disputieren, geschweige zu streiten; alles Wesentliche ging in Zustimmung auf, in der höchstens für Ergänzungen und Anregungen Raum blieb. Dennoch dürfte Niemand das Organ und die Organisation gering schätzen. Es könnte ja zwischen Ausschuß und Tag einmal anders stehn. Doch wird das nur bei großem Ungeschick oder Eigensinn des Ausschusses je der Fall sein. Aber auch wenn beide Instanzen auf wesentliche Harmonie gestimmt sind, bleibt der Kirchentag als Antwort aus dem Gesamtleben der deutschen Kirche heraus und als Werkzeug der Kontrolle für die Kirche und für den Ausschuß unentbehrlich.

Der Kirchentag hat den Personen des Ausschusses und insbesondre seinem jetzigen Präsidenten, dem DDr. Kapler, nur andauernd Beweise seines Vertrauens geben können. Wer den Geschäftsbericht des Ausschusses liest (und es ist beschlossen worden, ihn der Öffentlichkeit zugänglich zu machen), der wird sich dem anschließen. Insbesondre die Ausdehnung des Kirchenbundes nicht nur über alle deutschen Landeskirchen, sondern auch auf Herrnhut, Österreich und andre deutsche Kirchengebilde, Einzelgemeinden und Pfarrer des Auslands ist geglückt und weiter im Gange. Alle möglichen Angelegenheiten, wie sie das Gesamtinteresse der deutschen Kirchen berühren, sind vom Ausschuß erfaßt und behandelt worden. Über sein Bemühen um die Kriegsschuldfrage lag besonderer Bericht vor. Die soziale Kundgebung von Bethel hat man nach Kräften in Praxis umgesetzt. Um Feiertage, theologischen Nachwuchs, Gefängnisse, Auswandrer, Seeleute, Bibel, Gesangbuch, Presse, Rundfunk, Film, Statistik hat man sich gekümmert. Das alles wurde nun von Kommissionen nachgeprüft; die Berichterstatter gaben dazu im Plenum ihren Spruch; und es wäre einfach undankbar, wollte man da im Einzelnen nörgeln und mehrfordern. Für die kurze Zeit des Bestehens des Kirchenbundes und bei der Freiwilligkeit, in die das ganze neue Tun gestellt ist, kann man nur sagen, daß das dieser Institution Mögliche geschieht und alles auf gutem Wege ist.

In Sachen des Konkordats genügte Vielen die bewußte Zurückhaltung des DEKA nicht. Es war auch ganz gut, daß der Berichterstatter D. Mirbt in seiner klugen Weise ergänzende Worte sprach. Aber damit war in der Tat der augenblicklichen Situation genug getan.

Von glücklichem Gelingen war auch die Hauptleistung des Kirchentags gekrönt, die vaterländische Kundgebung. Wir haben sie in voriger Nummer wiedergegeben. Man sieht ihr nicht an, daß um sie freilich lange und heiß gerungen worden ist. Nämlich um die beiden Absätze, die an den heutigen Staat rührten. Dem DEKA hatte ein Entwurf, von Prälat Schoell verfaßt, vorgelegen und war einmütig von ihm gebilligt worden. Man hätte denken können, er würde vom Kirchentag ohne Weiteres — mit etwaigen geringen Verbesserungen — angenommen werden. Aber die Kommission hat sich viel schwere Arbeit gemacht. Was dabei herausgekommen ist, weicht doch vielleicht gar nicht so sehr von der ersten Vorlage ab und ist gut.

2

Den Verhandlungen ein festes Rückgrat und eine tiefere Bedeutung zu geben, hat der Kirchentag die Gewohnheit, zwei rechtschaffene Vorträge auf seine Tagesordnung zu setzen. Professor Althaus von Erlangen sprach über „Kirche und Volk". Er gehört dem Kirchentag nicht an. Wie gut hat es diese jüngere Generation von Professoren bei der Kirche! Sie sagen auch nicht viel Andres, als was unsre Generation immer vertreten hat, aber wie waren wir von Mißtrauen und Ablehnung in den Kirchen umgeben! Man kann sich dieser Entwicklung nur freuen. Den andern Vortrag hatte Geheimrat Kahl. (Selbstverständlich erscheinen beide Vorträge in Druck.) Ihm, der selbst Mitglied des Kirchentags ist, fiel der schwierigere Teil zu: „Kirche und Vaterland". Zwar wenn sich der Redner auf einen engen Begriff von „Vaterland" beschränkt hätte, hätte er ja auch in Selbstverständlichkeiten beruhen können wie — das soll kein Vorwurf sein: an diese Stelle gehörte das Disputierliche nicht — wie Althaus. Aber zum Vaterland gehört doch auch der Staat. Und ein Mann wie Kahl, Jurist und Politiker, konnte unmöglich diesem Zusammenhang aus dem Wege gehn. So sah man auf der ganzen Linie seiner Rede mit Spannung entgegen. Zumal auch jener erste Entwurf der vaterländischen Kundgebung ein Eingehen auf das Verhältnis der Kirche zu dem Staat, den unser Volk und Vaterland heute hat, mit Sicherheit erwarten ließ.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung" bat mich, ihr für ihre Sonntagsnummer (der Vortrag Kahls fand in der Mittagsstunde des Sonnabend statt) einen Leitartikel zu schreiben über „Die politische Bedeutung des Kahlschen Vortrags". Den habe ich geschrieben und bringe ihn aus mehr als einem Grunde hier zum Abdruck:

Die ganze Bedeutung des Vortrags, den Professor Kahl gestern auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentage gehalten hat, wird sich erst dann feststellen lassen, wenn der Kirchentag zu ihm Stellung genommen hat. Da von einer Aussprache darüber im Plenum von vornherein abgesehen ist, wird diese Stellungnahme nur auf eine dreifache Weise erfolgen können. Entweder wird der Kirchentag überhaupt auf jede weitere Verwertung des Vortrags, d. i. auf eine öffentliche Kundgebung zur Sache verzichten, oder er wird eine solche Kundgebung beschließen, und zwar entweder einmütig oder nur mit Mehrheit. Man wird also abzuwarten haben, mit welchem Ergebnis in dieser Hinsicht der Kirchentag am Dienstag auseinandergeht.

Üben wir jegliche Vorsicht, so läßt sich doch heute schon Wichtiges über die Bedeutung des Kahlschen Vortrags sagen:

Erstlich, daß schon die Tatsache der Übertragung des Vortrags an diesen Redner von großer Tragweite war und ist. Geh. Justizrat Kahl, Professor der Rechte an der Universität Berlin, Doktor sämtlicher Fakultäten, Mitglied des Reichstags, der Deutschen Volkspartei angehörig, ein Mann von 78 Jahren, dabei von erstaunlicher Arbeitskraft und Frische, gleich anerkannte Autorität in Politik, Wissenschaft und Kirche, gehört zu den geistigen Führern unserer Nation, die trotz aller Anhänglichkeit an das Alte grundsätzlich ihren Frieden mit dem neuen Staat gemacht haben. Nicht aus Opportunitätsrücksichten, sondern im Bewußtsein der Verantwortung, die ein führender Mann unserm Volke gegenüber trägt. Kahl hat zu Pfingsten vorigen Jahres die akademischen Kollegen von den deutschen Universitäten nach Weimar gerufen und dort, zusammen mit dem Historiker Meinecke und mit dem Juristen Radbruch, geradezu ein Programm positiver Arbeit im neuen Staat für die Kollegen aufgestellt. Ein solches Bekenntnis des Mannes zur deutschen Republik, weithin beachtet, lag in der Öffentlichkeit vor, als der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß gerade ihm die Rede über „Kirche und Vaterland", d. i. die evangelische Kirche und den heutigen Staat, für unsern gegenwärtigen Kirchentag übertrug. Dieser Auftrag von dieser Instanz diesem Manne anvertraut, war ganz an und für sich eine Tat. Man brauchte sich nur daran zu erinnern, wie der gewiß treffliche Theologe D. Julius Kaftan noch vor sechs Jahren auf dem Stuttgarter Kirchentage über den „religionslosen" Staat in gleichem Auftrag reden konnte und durfte, und freute sich der Aussicht, daß man diesmal etwas ganz Anderes werde zu erwarten haben. Und so ist es denn auch gekommen.

Denn da ist nun zum Zweiten der gehaltene Vortrag selber. Sein Thema war, wie schon gesagt, nicht so formuliert: „Kirche und Staat" oder „Kirche und heutiger Staat", sondern „Kirche und Vaterland". Aber die politische Bedeutung der Rede beruht eben doch in dem, was Kahl zu unsrer heutigen neuen Lage gesagt hat. Wenn der Redner ausdrücklich wünschte, nicht als Politiker genommen zu werden, sondern als evangelischer Christ und deutscher Patriot, so wird man ihm dies gern zubilligen. Indem er aber die längste Zeit seines Vortrags beim Vaterlande verweilte und unsre biblisch-protestantische Stellung dazu entwickelte, hatte er die Möglichkeit, seine ganze heiße Leidenschaft zu unserm Staat ausgiebig zur Geltung zu bringen, ohne sich alsbald mit dem akuten Problem zu befassen. Er durfte grundlegend entwickeln, was ihm die Hauptsache war und für uns alle gemeinsame Überzeugung bedeutete; und er stellte also zunächst in der Versammlung die Einigkeit im Geiste her, die imstande war, auch der kritischen Frage ohne Verdruß und Zwiespalt ins Auge zu schauen. Wie er nun zuletzt doch als ein Christ, der zugleich Jurist und Politiker ist, den Konflikt behandelte, in den jeder evangelische Deutsche durch die Revolution sich hineingestellt sieht, das entsprach eben durchaus dem, was wir nach Obigem von ihm erwartet haben.

Man fühlte wohl, wie sich Kahl an Liebe zum alten Reich und an preußisch-deutscher Treue von Niemandem übertreffen läßt. Aber als nüchterner Jurist weiß er, daß auch Revolution Recht schafft. Und als Christ weiß er, daß man heute der heutigen Obrigkeit Gehorsam schuldig ist. Kahl hat im Jahre 1895 in München einen Vortrag gehalten über den Konflikt zwischen Vaterlandspflicht und Treue. Er hat da im Hinblick auf 1866 und die damalige Fürsten-Entthronung Gedanken entwickelt, die er nicht ansteht, auch auf den Umsturz von 1918 anzuwenden: Gewiß ist Treue des Herzens eine Tugend, aber sie gewährt kein Anrecht auf das angestammte Herrscherhaus wie auf einen ererbten Besitz. Stürzen Throne, so hat christlicher Glaube sich anders zu bewähren, denn als Legitimität. Glaube ich an Gott, so weiß ich, daß auch Usurpationen und Revolutionen Werke oder Zulassungen seines allmächtigen Willens sind. So hat die Kirche auch der Deutschen Republik gegenüber sich auf Römer 13 zu stellen.

Dem willigen Anhänger der Republik liegt es nahe, zu sagen: „Wenig genug!" Indessen, wer dem Ernste des Redners gefolgt ist, wer ein Gefühl dafür hat, wie er mit seiner positiven Stellung zum neuen Staat eine Pflicht gegenüber dem Vaterland erfüllt, ja ein Gebot Gottes befolgt hat, der weiß, wie stark und kräftig seine Zustimmung zu unserm heutigen Staatswesen war und ist. Er war in diesem Augenblick Mund unsrer evangelischen Kirche. Wir haben alle Ursache, seine Rede als wichtige Etappe zu begrüßen auf dem Wege einer inneren, rechtschaffenen Verständigung zwischen dieser Kirche und unserm heutigen Staat.

Wegen dieses Artikels bin ich in und außer der Kommission, welche die Kundgebung zu beraten hatte, hart angefahren worden. Ich kann nichts Tadelnswertes daran finden. Daß ich Kahls Rede falsch aufgefaßt habe, behauptet Niemand. Ich würde auch nur dem Redner selbst das Recht zugestehn, mich mit meiner Auffassung zurechtzuweisen. Und der Widerspruch, den offen oder versteckt Kahls Rede in der rechtspolitischen Presse gefunden hat (vgl. Reichsbote 146, 148, 151, Fränkischer Kurier 170), das Unbehagen, das auf dem Kirchentag selber ihr gegenüber laut wurde und am liebsten in ihrer völligen Ignorierung sich dokumentierte, konnte meinen Eindruck nur bestätigen. Wenn ich meinen Artikel heute nachprüfe, so finde ich ihn nur an Einer Stelle nicht korrekt. Zu schnell füge ich zu dem Kahl gestellten Thema „Kirche und Vaterland" hinzu: „d. i. Die evangelische Kirche und der heutige Staat". So ist es von dem Mitgliede des DEKA, welches die erste Anregung zu der Themenstellung für Althaus und Kahl gegeben hat, tatsächlich nicht gemeint gewesen. Ihm war daran gelegen, wie ich jetzt von ihm selber weiß, den Staat und also den heutigen Staat von der Betrachtung auszuschließen. So mag ja in der Tat bei der Beschlußfassung über die Themen der Gedanke, daß man die Klippe eines Bekenntnisses zur deutschen Republik am besten vermeide, wenn man des Staates überhaupt nicht gedenke, im DEKA bei dem Einen oder Andern noch vorhanden gewesen sein. Aber indem man D. Kahl zum Redner berief, mußte jeder Weiterdenkende im DEKA wissen, was er damit tat*). Und so sehe ich nicht, was ich an meinem weiteren Gedankengange oben viel ändern oder zurücknehmen könnte.

Tatsache ist, daß ein Bekenntnis zu Kahls Vortrag, nachdem er gehalten war, sich im Kirchentage nirgends hervorwagte. Es wäre ja ein Bekenntnis zum heutigen Staat, zum bestehenden Staat, zum Staat den wir haben, zur deutschen Republik gewesen. Und die wollte zwar Niemand antasten, aber gewisse Kreise erfüllte eine wahre Angst, man könnte ihr ausdrückliche Anerkennung widmen. Etliche um ihres eignen Gewissens willen, mehr wohl noch um ihrer Gefreundeten willen, denen sie das nicht antun wollten. Neutral (!) muß die Kirche bleiben. Republikaner gab es unter den 208 Abgeordneten gewiß nur 5; da sie keineswegs der Sozialdemokratie angehören, kann man von einem rein bürgerlichen Parlament reden. Die Hälfte des Volks, auch des Kirchenvolks, steht draußen, unvertreten. Wenn jemand daran erinnert, daß diese Hälfte auch noch da ist, noch eben taufen, konfirmieren, trauen und begraben läßt, Kirchensteuern zahlt und zuweilen sogar noch zur Kirche geht, daß man auf diese Volkshälfte nicht verzichten darf, tut er gut hinzuzufügen: „ich sage das, obwohl ich natürlich im innersten Herzen Monarchist bin." Man wehrt sich gegen den Vorwurf, daß man diesen Volksteil vergesse, aber man nimmt ihn nur als Objekt, nicht als Subjekt mit in die Kirche hinein. Dem Objekt, dem Gegenstande der Fürsorge, hält man sein Herz offen, aber für die Gleichberechtigung und Zugehörigkeit, die trotz allem diesen Kirchengliedern Ansprüche und Rechte gibt, hat man die Empfindung nicht. So ist die republikanische Gesinnung jener Massen geradezu ein Grund mehr, weshalb sie nur als Objekt kirchlichen Tuns, nicht auch als Subjekt mitberatend und mitbestimmend, in der Kirche in Betracht kommen können.

Was man nicht sehen will, ist dies: Die heutige Kirche und der heutige Staat sind Geschwister. Sehr ungleiche vielleicht. Aber beide aus der Revolution geboren. Generalsuperintendent Dibelius sieht das. Ihm gibt es erst seit 1918 bei uns eine „Kirche". Jedenfalls datiert er von da an für uns „das Jahrhundert der Kirche". Und sein Buch erlebt binnen neun Monaten fünf Auflagen. Hand aufs Herz: wenn heute die Fürsten wiederkämen, würden die im Deutschen Evangelischen Kirchenbunde zusammengefaßten Kirchen ihnen zu Liebe auf ihre Freiheit und Hoheit verzichten mögen? den Summepiskopat wieder anerkennen? den etliche von ihnen sicher zurückfordern würden.

Ich habe Hemmungen beschrieben, aber erhebe keine Vorwürfe. Wie Geibel neulich von der preußischen Generalsynode, so möchte ich von diesem Kirchentage be-

*) Darin stimmt weithin die deutsche Presse mit mir überein.

zeugen, daß er vollguten Willens war. Auch dem Problem „neuer Staat" suchte man gerecht zu werden und ihm zu geben, was ihm von Christen zukam. Nur nennen durfte man ihn nicht, nur jedes Zeichen von Sympathie mußte man vermeiden, auf die Bahn der abstrakten Lehre, des allgemein Gültigen, des Gesetzes mußte das Votum geschoben werden. Nach dem Leitmotiv: „gehorsam den Herren, auch den wunderlichen". Und da nun eben doch der gute Wille herrschte und die Einmütigkeit sich — von ein paar intransigenten Köpfen abgesehen — von selbst verstand, so kam, was die Kommission erarbeitet hatte, im Plenum zu siegreichem Beschluß:

Die Kirche steht über den Parteien. Sie dient allen ihren Gliedern, gleichviel welcher Partei sie angehören, mit gleicher Liebe und gibt allen die gleichen Rechte in ihrer Mitte. Sie hat die Aufgabe, die Grundsätze des göttlichen Wortes zur Geltung zu bringen. Sie läßt und gibt dem Staat, was des Staates ist. Der Staat ist uns eine Gottesordnung mit eigenem wichtigem Aufgabenkreis. Getreu den Weisungen der Schrift tut die Kirche Fürbitte für Volk, Staat und Obrigkeit. Ebenso freilich hat sie bestimmte sittliche Forderungen an den Staat zu stellen. Insbesondere kann sie nicht darauf verzichten, in Selbständigkeit und Freimut an Gesetzgebung und Verwaltung die ewigen sittlichen Maßstäbe anzulegen und im gesamten öffentlichen Leben die Forderungen des christlichen Gewissens zu vertreten.

An ihre Glieder stellt die Kirche drei Forderungen. Sie will, daß Jeder nach bestem Wissen und Gewissen dem Staatsganzen dient und für das Wohl der Gesamtheit Opfer bringt. Sie will, daß Jedermann um des Wortes Gottes willen der staatlichen Ordnung untertan ist. Sie will, daß Jeder sich seiner Mitverantwortung bewußt ist und sich für alles einsetzt, was Volk und Staat stärkt, bessert und fördert.

Der heutige Staat seinerseits hat den Kirchentag selbstverständlich gut behandelt. Die Begrüßung, die Ministerialdirektor v. Kameke uns zu Teil werden ließ, überragte an herzlichem Verständnis das, was auch unter dem alten Regime üblich war. (Und er hat doch nicht erst unter der neuesten Reichsregierung, sondern unter dem preußischen Staatsministerium den größten Teil seiner Karriere gemacht.) Man kann seine Worte in Nr. 26 der Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung nachlesen. Überhaupt sollte man von den Männern, die in unserm heutigen Staat sich verbrauchen, gerechter denken und ruhiger reden. Was wir da seit 1918 erlebt haben, ist eine sehr bunte Reihe und Unterscheidung Christenpflicht. Das vollgerüttelte Maß von Verachtung, das man, auch in der Predigt, aber offenkundiger in kirchlichen Zeitungen unterschiedslos über diese Männer hergehen läßt, ist vor dem christlich-kirchlichen Gewissen, wie es die Kundgebung in seinem Rechte begreift, nicht zu verantworten. Hic Rhodus, hic salta!

Wenn unsereiner hier oder dort solche Ansichten vertritt, so meinen Manche, das sei Parteipolitik und man könne nun einmal von seiner unsauberen Leidenschaft nicht lassen. Aber was wollte ich mit alledem für meine Partei herausholen!? Umgekehrt: in der Kirche kämpfe ich dafür, daß meine Parteigenossen und darüber hinaus Deutsche, Evangelische, die zur Republik stehen, ihr Heimatrecht in der Kirche behalten, und daß unsre Kirche nicht doch noch Kirche bloß der bürgerlich-monarchischen Volkshälfte wird. Daß solches Bemühen doch nicht umsonst sein werde, dafür setze ich meine Hoffnung auf den nun schon zweimal konstatierten guten Willen des Kirchentages, und erst recht auf den guten Willen des Kirchenausschusses. Aber die Gefahr bleibt groß.

3

Der Begrüßungsabend, an den wir schon rührten, den die Stadt uns gastlich zurichtete, stand mit seinen Ansprachen überhaupt auf einer seltenen Höhe. Und der Gemeindeabend, den die Ortskirche uns widmete, fand vor einer schier unermeßlichen Teilnehmerzahl statt. Wer mit mach Marienburg, Danzig oder Masuren ging, hatte noch seine besonders erhebenden Eindrücke. Den schlichten, wohlangelegten und wohlgepflegten, ungemein stimmungsvollen Heldenfriedhof bei Angerburg wird Niemand vergessen können. Auch der Einkehr im Angerburger Krüppelheim wird man gern eingedenk bleiben, wo der ehrwürdige Vater Braun uns begrüßte. Man könnte noch viel erzählen und nicht müde werden.

So sei nur ein weniges Schriftliche noch erwähnt. Voran die „Geschichte der Krüppelanstalten in Angerburg bis Ende 1925" von D. H. Braun. Damit verbunden „Bericht für das Jahr 1926" von Pfarrer Lic. Erich Braun. 33 Seiten, 17 Bilder. Das Heftchen sollte ein Jedes lesen. Was es kostet, weiß ich nicht; man schicke ein Stück Geldes hin, es wird gut aufgehoben sein, und erbitte sich das Schriftchen dafür. Sodann die wertvolle Festschrift „Bilder aus dem religiösen und kirchlichen Leben Ostpreußens", herausgegeben von Pfarrer Dr. Flothow. Königsberg, Gräfe und Unger. 191 S. Mit Aufsätzen über den innern Gang der ostpreußischen Kirchengeschichte, über Hamann als Lebensphilosophen, ostpreußische Kirchenmusik, Marienburg, Königsberger Dom, ostpreußischen Kirchenbau, Liebesarbeit in Ostpreußen und ostpreußische Gegenwart.

Die sämtlichen Kundgebungen des Kirchentags, die doch alle ihre praktische Wirkung beim evangelischen Kirchenvolk tun sollen, sind vorläufig am bequemsten zugänglich beieinander in Nr. 27 des „Protestantenblatts", Hutten-Verlag, Berlin SW 11, Schöneberger Straße 8. Wenn es der Raum irgend gestattet, wollen wir auch eine nach der andern zum Abdruck bringen. Die Vorträge sind soeben beim Evangelischen Presseverband, Berlin-Steglitz, erschienen, unter dem Titel: „Die vaterländische Kundgebung des DEKirchentags". Durch diese Art der Wiedergabe bekennt sich der DEKA zum Kahlschen Vortrag.

Marburg Martin Rade

Letzte Worte des Patriarchen Dr. Karel Farsky

Zum 8. Weltkongreß für christliche Freiheit in Prag 4.—9. September

Diesen Artikel hat der am 12. Juni 1927 im Alter von 45 Jahren gestorbene Gründer und Patriarch der Tschechoslowakischen Nationalkirche Dr. Karel Farsky (Teilnehmer auch an der Stockholmer Konferenz) für das offizielle Blatt der Kirche „Ceſtky Zapas" sieben Tage vor seinem Tode schwer leidend diktiert. So ist es gleichsam sein Testament. D H

Als wir im Jahre 1920 unsere Kirche gründeten, war uns sehr klar, daß wir weder eine Glaubenslehre, weder eine Ethik noch Systeme anliegender Disziplinen haben. Das wurde uns vorgeworfen, aber es war nicht unsere Schuld, sondern vielleicht derer, mit welchen die verantwortlichen Persönlichkeiten den nationalen kirchlichen Umsturz lange vorher vorbereiteten, aber nicht durchführten. Wir versuchten nur die letzten Möglichkeiten zu retten. Das Grundproblem der neuen Kirche war die Frage, wohin man sich hinneigen solle, ob nach rechts zur Gruppe der orthodoxen Kirchen, zu ihrer Unbeweglichkeit und Unantastbarkeit, oder ob unsre Kirche neue Wege des religiösen Lebens betreten solle, die mit dem Streben und den edlen Errungenschaften der Neuzeit im Einklange stünden.

Diese Verlegenheiten bekamen teilweisen Ausdruck durch die Versuche einiger Kirchen des Ostens und Westens, die Tschechoslowakische Kirche an sich zu fesseln. Es bemühte sich die römische, serbische, anglikanische, böhmische Bruderkirche, aber auch einige der freien Kirchen des Westens, die schottische z. B., der altkatholischen Kirche und anderer zu schweigen.

Am zähesten war die serbische Kirche, welche in diesen Jahren die Hoffnung hegte, nach dem Zerfall der russischen Kirche in der Gruppe der orthodoxen Kirchen führend zu werden. Ausgiebig von ihrer Regierung unterstützt, erreichte sie auf gewisse Zeit durchdringende Sympathien in der Tschechoslowakischen Kirche. Dies ging aber nicht ohne materielle Unterstützungen vor sich, welche im Vertrauen den bisher materiell noch nicht gesicherten Priestern dargeboten wurden. (Die anglikanische Kirche

gebrauchte dieses Mittel zur Propaganda nicht; die gegenteilige Bemerkung des französischen Schriftstellers Maurice Pernot in seinem Buche „Der heilige Stuhl, die katholische Kirche und Weltpolitik" ist nicht richtig.) Als die Agitation der serbisch-orthodoxen Kirche bedenkliche Formen annahm, die schon den Aufschwung und den Fortschritt unserer Kirche bedrohten und die Anhänger desorientierten, wurde die sogenannte orthodoxe Krise energisch durch den Kongreß von 1924 beendet.

Die Anhänger der serbisch-katholischen Kirche mußten die Tschechoslowakische Kirche verlassen und sich selbständig organisieren. Dabei zeigte sich, wie unbedeutend die Zahl ihrer Anhänger und wie schwach ihre organisatorische Kraft war.

Die Tschechoslowakische Kirche stellte sich durch ihren Entschluß von 1924 vorläufig auf eine streng christliche, aber ihr ganz eigentümliche, nach allen Seiten unabhängige Basis, wobei sie besonders die fortschrittlichen Richtlinien ihrer Glaubenslehre, die ihr der erste Kongreß von 1921 gab, betonte.

Nach dem Kongresse von 1924 herrschte in der Kirche Ruhe. Es wurde organisatorisch an dem Aufbau der religiösen Gemeinden, an der Konsolidierung der kirchlichen Finanzen — an der Systematisierung der Stellen gearbeitet; insbesondere widmete man auch dem Aufbau der Bethäuser die nötige Aufmerksamkeit. Die theoretischen Sorgen schob man vorläufig auf. Dadurch entstand an verschiedenen Seiten der Eindruck der Untätigkeit, ja sogar der Stagnation. (Ganz Schlesien, manche Gemeinden in Böhmen und eine Anzahl solcher in Mähren waren infolge der orthodoxen Krise noch in Rekonvaleszenz.)

Es wurde sogar von manchen Priestern nicht einmal darauf geachtet, daß in die örtliche kirchliche Ordnung die neuen Verordnungen des Kongresses von 1924 einzuführen waren. Auch die neue Liturgie wurde lange nicht eingeführt, ja mancherorten wurde sie ganz unwürdig abgefertigt; auch die neuen Abendandachten führte man hie und da nicht ein. Der Gottesdienst wurde mechanisiert, der Kirchengesang auf einige Lieder beschränkt, mit der Ausrede, daß das Volk andere Lieder nicht kenne. In gewissen Gemeinden beachtete man nicht einmal an den kirchlichen Festen (Weihnachten, Ostern) das kirchliche Jahr. Auch Beschwerden in disziplinarischen Sachen fehlten nicht. So hat sich dieser Tage ein Kleinbauer beschwert, daß sein Pfarrer heute noch Ablässe für Verstorbene annehme. Dieser Pfarrer hat wahrscheinlich bis heute noch nicht begriffen, daß unsere Kirche den Verstorbenen nur Erinnerung widmet; sie kann doch nicht für Ablaß im Fegefeuer beten, wenn sie den Glauben an das Fegefeuer nicht hegt.

Ich würde mich nicht scheuen, diesen Zustand als verderblich für die Kirche bezeichnen, wenn ich nicht wüßte, daß im Volke selbst ein anderer Geist herrsche und daß diese und andere Erscheinungen nur vereinzelt sind. Man muß sie der Unmöglichkeit der Selbstbildung der Priester zuschreiben, da diese mit Arbeit überbürdet sind.

Die Ruhe, die unserer Kirche beschieden war, wurde einigermaßen unterbrochen durch unsere Beteiligung am Weltkongreß nichtkatholischer Kirchen in Stockholm 1925, wo man sich um eine neue Regelung des praktischen christlichen Lebens bemühte. Für die Tschechoslowakische Kirche hatte diese Konferenz die außerordentliche Bedeutung, daß sie in die Einigung der nichtrömischen christlichen Kirchen ausgenommen wurde, so daß später auch die Notwendigkeit anerkannt wurde, den Patriarchen der Tschechoslowakischen Kirche als Vertreter eines besonderen kirchlichen Typus in den nicht zahlreichen beständigen exekutiven Ausschuß der Konferenz aufzunehmen. Das Haupt dieser ganzen Bewegung, der schwedische Erzbischof Soederblom, schrieb mir 1926 in einem freundlichen Briefe sehr herzlich, daß es beinahe keinen Tag in der Woche gebe, wo er sich nicht im Gedanken mit der Tschechoslowakischen Kirche beschäftige.

Es ist überhaupt in der kirchlichen Welt kein Geheimnis, daß die Tschechoslowakische Kirche — obwohl zur Zeit noch nicht ganz fertig — doch einen neuen Typus des Christentums bildet. Dieses Streben stigmatisiert man nicht mehr als atheistisch und unchristlich; im Gegenteil, man erwartet, daß unsere Kirche sehr zur großen Erleichterung der Schwierigkeiten im kirchlichen Leben und wesentlich zur Lösung der religiösen Krisis von Heute beisteuern werde.

Es ist daher kein Wunder, daß gerade die sogenannten freien christlichen Kirchen sich um die Fühlung mit der Tschechoslowakischen Kirche bemühen, die zwar fortschreitend nicht in der ideologischen Linie der ersteren geht, aber doch auf den Formen des historischen Christentums aufbaut. Ein Zeichen solcher Bemühungen ist die Einladung an die Tschechoslowakische Kirche, an dem achten Kongreß freier Kirchen, der auf den September 1927 vorbereitet ist, teilzunehmen. So wurde, gemeinsam mit der „Freien Bruderschaft", von den Veranstaltern des Kongresses der Patriarch der Kirche zur Übernahme des Ehrenvorsitzes ersucht, was dieser auch dem Generalsekretär Dr. Drummond in London versprach. Der Patriarch war sich wohl bewußt, daß die Beteiligung der Tschechoslowakischen Kirche am Kongreß nicht den Grundsätzen und gegebenen Richtlinien unserer Kirche widerspreche.

In diese Situation fällt auch der Weltkongreß in Lausanne. Es werden dort die Fragen des Glaubens und kirchlichen Zucht verhandelt. Im Exekutiv-Ausschuß ist der Vertreter unserer Tschechoslowakischen Kirche Beisitzender, diese wird auch ihre Redner auf die Rednerbühne stellen.

In dem konservativen Teile der Tschechoslowakischen Kirche nahm die Vermutung überhand, als ob die Konferenz in Lausanne ausschließlich der Ausdruck des orthodoxen Christentums wäre oder sein sollte. Das ist ein großer Irrtum. Wie Stockholm sehr vorsichtig in der Begrenzung seiner Grundsätze war, so erst recht Lausanne. Der Kongreß in Lausanne ist der Tschechoslowakischen Kirche wegen ihres ganzen Komplexes freier Grundsätze, gerade in den akutesten Fragen des Christentums, ganz gut zugänglich.

Aber von den freien Kirchen, die den Prager Kongreß veranstalten, geht vielleicht keine in ihrem Streben nach der Befreiung des christlichen Glaubens weiter als die Tschechoslowakische Kirche, ja sie bleiben oft um vieles zurück. Es ist daher die Besorgnis unbegründet, als ob sich die Tschechoslowakische Kirche nicht an beiden Kongressen beteiligen könnte. Gerade im Gegenteil kann sie zur erwünschten Brücke zwischen beiden Richtungen des gegenwärtigen Christentums werden, und das erwarten wir auch von ihr. Der Tschechoslowakischen Kirche fehlt nichts dazu, als entsprechend geschulte Mitarbeiter. Darum können wir auch die Pflicht, den Prager Kongreß gut zu ordnen, nicht ernst genug nehmen.

Es handelt sich zuvörderst um eine Reihe von beiläufig 50 intelligenten, geschulten Mitarbeitern, die im Prager Ausschuß mithelfen müßten. Die Hauptsache ist eben, das Interesse der Bevölkerung zu wecken. Nicht nur für die Prager Gemeinden, sondern auch für die Provinz könnte die Gegenwart seltener Gäste sozusagen zum Feiertage werden. Ich zweifle nicht, daß eine solche Gelegenheit besonders die Städte wie Budweis, Tabor, Deutsch-Brod, Brünn, Pardubitz, Olmütz, Prochnitz, Witkowitz usw., wo es die Verhältnisse nur einigermaßen erlauben, nicht verpassen. Für uns handelt es sich darum, daß die Welt einmal eine ordentliche und richtige Vorstellung über die Tschechoslowakische Kirche bekomme. Unsre Gäste sollen aus eigener Erfahrung eine Vorstellung von der neuesten Kirche haben, über welche sie ständig lesen und viel Wunderliches, aber wenig Wahres hören.

Prag, 5. 6. 27 Karel Farsky

Clemens Schultz und wir

1. Die evangelische Biographie

Der Name Clemens Schultz bedeutet kein Programm. Die Namen Wichern, Söderblom, Siegmund-Schultze bedeuten ein Programm. Clemens Schultz nicht. Clemens Schultz hat auch nicht im üblichen Sinne „Schule gemacht". Soweit er sozusagen Schule gemacht hat, ist es Walther Classen, dem eigentlichen Systematiker der Schultzschen Praxis, zu danken. Clemens Schultz selbst hat ebensowenig ein Programm geschaffen wie Jesus — wenn man diesen Vergleich wagen darf. Und Walther Classen fällt — um den Vergleich weiterzuführen — die Rolle des Paulus zu, des Mannes, der bald mächtig werbend, bald in wohlverdientem Selbstbewußtsein zornig polternd, die formulierte Botschaft verbreitet und verteidigt, ohne dabei seine Kraft an strenges Systematisieren zu verschwenden. Ein paar Grundlinien werden holzschnittartig streng herausgehoben. Das Biographische tritt in den Hintergrund.

Wenn wir die Frage stellen nach dem Verhältnis „Clemens Schultz und wir", tun wir deshalb gut, einmal von Walther Classen abzusehen. Indem wir das tun, respektieren wir erst Classens eignes Werk in der richtigen Weise.

Nachdem wir nun die „paulinische" Botschaft von Clemens Schultz empfangen haben, ist uns kürzlich auch ein Lebensbild zuteil geworden, herausgegeben von Hermann Maurer*) — wie ihm „das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen".

Maurer hat sich von einer großen Zahl von Freunden des Verstorbenen Erlebnisse mit ihm berichten lassen, und hat alles zu einer geschlossenen Darstellung verarbeitet.

Der Untertitel des Buches ist bezeichnend für das, was es geben will: „Das Lebensbild eines Jugendführers und Volksmannes". Ein Jugendführer wird nicht geschildert, indem man seine pädagogischen Grundsätze wiedergibt, sondern dadurch, daß man aus seiner praktischen Arbeit erzählt. Und einen Volksmann lernt man nicht kennen aus einer Darstellung seiner politischen, sozialen und sonstigen Ansichten, sondern aus der Anekdote.

So erzählt denn das Maurersche Buch aus dem Leben und Wirken Clemens Schultz' anekdotisch, plaudernd, läßt ihn selbst zu Worte kommen und läßt alle möglichen Gestalten seiner Gemeinde und seines Freundeskreises vor dem Leser auftauchen. Es wird damit seinen eigentlichen Zweck: der Jugend des BDJ von ihrem Pastor Clemens Schultz zu erzählen — in vortrefflicher Weise erfüllen. Wechselnde Bilder in reicher Zahl zeigen den Jugendführer und Volksmann in der Urzelle des Bundes. Und ich glaube, solch eine Biographie würde Clemens Schultz sich selbst für seine Jungens gewünscht haben.

Aber es bleibt eine Frage offen, die in ein Buch für Jugendliche allerdings nicht hineingehörte, weil sie in höchstem Maße unjugendlich ist: die Frage nach dem Menschen Clemens Schultz, die Frage nach den letzten Gründen seines Wirkens und seiner Wirksamkeit.

Das vorliegende Buch ist eben im Grunde doch keine Biographie, kein Lebens-Bild, das dem Wesen des Menschen nachgeht bis in jene verborgenen Bereiche, an deren Grenzen jedes Fragen aufhört. Es ist eine ausgezeichnete, ernste und liebevolle Anekdotensammlung; das Anekdotische ist nicht aus einem Verstehen und Schauen des Menschen Clemens Schultz heraus geprägt und gebildet worden.

Ich spielte vorhin auf das Lukasevangelium an. Hier ist nun diese Anspielung einzuschränken. Das Bild eines Menschenlebens in seiner letzten, schicksalhaften Not-wendigkeit wird durch die Anekdote nicht gegeben. Nur das Evangelium vermag zu zeigen, wie ein Menschenleben notwendig war, wie sich die Not dieses einen Menschenlebens wendete zum Wirken hin. Jede wahre Biographie ist Evangelium, ist frohe Botschaft von der Gnadenerfülltheit eines notvollen Menschenlebens. Ich weise hier auf die großen Biographien Romain Rollands hin, wenn sie auch an das Letzte nicht herankommen. Sie zeigen zwar ihre Gestalten in tiefster Not, sie legen ihnen den „Schrei aus tiefer Not" in den Mund, aber die „Lösung", zu der sie führen, ist nicht Erlösung, ist — um's schroff zu sagen: literarische Mache. Überblickt man diese Biographien am Schluß der Lektüre rückschauend, so sucht man hilflos nach der Notwendigkeit. Rollands Gestalten sind als Helden gezeichnet, die sich selbst gigantisch befreien*).

Aber das Heldische ist nie das Erlösende, sondern das Geschenk, die Frucht der Erlösung aus tiefer Not. Um es im Bilde zu sagen: Rollands Helden sind dargestellt als Ertrinkende, die sich an den eignen Haaren herausziehen. Da fehlt das „Überzeugende". Der Ansatz ist echt, die Lösung unwahr.

Nur die „evangelische" Biographie ist „überzeugend", weil sie Zeugnis ablegt von dem Wirken Gottes über alle Not des Menschen hinweg. Sie schreibt über jede Seite ein Ecce homo!

2. Das Lebens-Bild Clemens Schultz'

Wenn wir von hier aus nun auf den Menschen Clemens Schultz sehen, so sammelt sich erst das Anekdotische; was wir von ihm wissen, wird langsam eingeschmolzen und zum Bilde geprägt. Ich will versuchen, ein paar Linien dieses Bildes zu verfolgen.

Ein Freund und großer Verehrer Clemens Schultz', Hans Weicker, sagt von ihm in seinem Aufsatz „Erinnerungen an Clemens Schultz" **):

> Dieser Jugendführer, dieser „Meister der modernen Jugendpflege", konnte — nichts. ... Aber er hatte — alles. Er hatte sein Herz. Sein mit Liebe zur Jugend angefülltes Herz.

Diese Gegenüberstellung deutet die Spannung wenigstens an, unter der das Leben Clemens Schultz' gestanden hat.

Wir hören erzählen, wie er in der Zeit seiner Vorbereitung auf den künftigen Beruf mutlos und niedergeschlagen ist, so daß er sich nur unter fremder Führung zum Examen entschließt, wie er nach erfolgreicher Tätigkeit als Seminarlehrer sich am liebsten unter Verzicht auf den Pfarrerberuf dem Lehrfach widmen möchte, wie er in der Zeit tiefster Niedergeschlagenheit doch ein vortrefflicher Pädagog im Rahmen seines Knabenpensionats ist. Wir erfahren, daß er durch den Tod seines Freundes Jürgens schwer erschüttert wird, — weiter, daß mit dem Tag seiner Wahl als Pastor in St. Pauli sich sein Wesen völlig zu ändern, zu festigen scheint. Dann aber erfahren wir aus späterer Zeit, daß er mit größter Unbesonnenheit im Interesse einer vermeintlich ungerecht behandelten Frau einen groben Brief an eine Behörde schreibt und mit derselben Überschwenglichkeit demütig Abbitte tut. Wir lesen seine Abhandlung „Die Halbstarken" und sehen, daß die sachlichsten Erörterungen urplötzlich in so stark gefühlsbetonte Sätze übergehen, daß er selber glaubt, sich deswegen entschuldigen zu müssen. Und in den Vorträgen über seine Arbeit, die er nicht aus eignem Antrieb hält, sehen wir ihn immer wieder übergehen in Schilderungen seines persönlichen innigen Verhältnisses zu seinen St. Paulianer Lehrlingen, Schilderungen, die für die Zuhörer nicht eigentlich sachlich fördernd sein können.

Vertieft man sich in die Züge dieses grob gezeichneten Bildes, so ergibt sich als mächtigstes Moment eine starke Labilität des Gefühlslebens, was um so schwerwiegender ist, als das Gefühlsmäßige durchaus überragt. Daneben

*) **Clemens Schultz.** Das Lebensbild eines Jugendführers und Volksmannes. Von Hermann Maurer. Wülfingerode-Sollstedt, Treuverlag 1927. 176 S. Geb. 3 und 4.50 M.

*) Vgl. Romain Rolland, Ludwig van Beethoven. Rotapfelverlag A.-G., Zürich und Leipzig, o. J. 90 S.

**) CW 1925 Nr. 46/47.

aber steht eine große kritische Begabung, die ihn — sobald er sie gegen sich selbst anwendet — deprimiert. So ist es ganz bezeichnend, daß er in der Zeit, als er sich nicht zum theologischen Examen entschließen kann, auf den Gedanken kommt, Seminarlehrer zu bleiben. Hier wird nämlich das durch die scharfe Selbstkritik hervorgerufene Minderwertigkeitsgefühl durch Anerkennung von außen kompensiert. Dasselbe gilt von seiner Tätigkeit als Pensionsvater. Er braucht fremde Anerkennung. Er ist tatsächlich unfähig zu produktiver Arbeit ohne diese Anerkennung. „Er konnte nichts." Das ist die eine Seite.

Anderseits wird hieraus sein Verhältnis zu seinen Jungen beleuchtet. Es ist durchaus keine Phrase, wenn er immer wieder betont, wieviel er ihnen zu danken hat, und daß der Jugendführer überhaupt seinerseits den Jungen Gelegenheit zu Liebes- und Dankbezeugungen geben müsse. Clemens Schultz ist nichts ohne seine Jungen. Er braucht ihre Liebe, das ist das eigentliche Geheimnis seiner Arbeit. Er gebraucht auch gewiß nicht zufällig in bezug auf etwaige Ungezogenheiten seiner Pfleglinge den Ausdruck, sie täten ihm weh. Ein Andrer ärgert sich über Ungezogenheiten. Clemens Schultz wird zutiefst dadurch verwundet, wird innerlich dadurch labil. Hat er ihre Liebe — so hat er alles, so kann er alles.

Auf genau dasselbe weisen auch die Worte seines „Leibburschen" hin: „Ob er bei aller Fähigkeit, in Andern freundschaftliche Gefühle für sich zu erwecken, einem Einzelnen das gewesen ist, was man so recht im umfassendsten Sinne Freund nennt, weiß ich nicht."

Das Werben um Anerkennung, Liebe, Freundschaft, Vertrauen ist das eigentliche Charisma Clemens Schultz' gewesen. So erklärt es sich, daß er — von sich aus schließend — Vertrauen und Freundschaft unermüdlich als die Angelpunkte der Jugendarbeit nennt und im sachlichsten Vortrag ständig darauf und auf die Rolle, die beide in seinem persönlichen Wirken spielen, zurückkommt.

Sein inniges Verhältnis zur Mutter, die ihm nach seiner eignen Aussage durch ihr Vertrauen über alle Nöte hinweggeholfen hat, und die Festigung seines Wesens nach der Wahl wird hierdurch ebenfalls in ein klares Licht gerückt. Seine Antrittspredigt ist ein vortrefflicher Beleg dafür. Immer wieder betont er: „meine Gemeinde". Seine Gemeinde nimmt nun die Mutter auf, löst sie ab. Und doch ist später der Tod der Mutter wieder ein Schlag, den er nie hat verwinden können *). —

Aber weiterhin sagt dieser Mann, der so ganz und gar auf Freundschaft angewiesen ist: „Es ist nicht immer leicht, mein Freund zu sein." Im vollen Gefühl seines Wertes, das ihm die große Schar der Freunde verleiht, kann er vom einzelnen Freunde viel verlangen, kann er beinahe schroff sein. Vielleicht liegt hier in der Unfähigkeit zu einer wirklich restlosen Hingabe an den Einzelnen auch der Grund für seine Ehelosigkeit. Er braucht Gemeinde, Brüder, aber nicht den Bruder.

Es wäre völlig verfehlt, wollte man hier nun Ausdrücke wie egoistisch oder egozentrisch verwenden. Es handelt sich um Dinge, für die es keinen Terminus gibt, Tiefen der Persönlichkeit, die unergründlich sind, Lebensnotwendigkeit, die man nicht begreifen kann.

Fragen wir nun, was Clemens Schultz zu seinem großen Werben um Liebe befähigte, was ihm den Erfolg verlieh, so zeigt sich als Erstes eine ganz ungewöhnliche Beobachtungsgabe, eine frauenhafte Gabe, das Kleinste und Zarteste zu sehen. Wenn wir etwa seine Schrift „Die Halbstarken" lesen, tritt uns diese Gabe Satz für Satz entgegen. Man findet in der einschlägigen Literatur — damaliger Zeit wenigstens — wohl kaum dergleichen. Und neben diese Gabe tritt eine außerordentliche Feinfühligkeit, ein Einfühlungsvermögen, das wohl mit dem großen Schwankungsbereich seines eignen Gefühlslebens zusammenhängt.

Und dieser zarte, empfindsame, leicht verwundbare Mensch wird gerade nach St. Pauli verpflanzt. Sucht dort mühselig — einem inneren Zwange gehorchend — im erstorbenen Arbeitsgebiet seines Vorgängers feinste, zarteste Lebenszeichen, sucht und zieht alles an sich heran, verknüpft durch seine Person alles zu einer Gemeinde und schwelgt sein Leben lang in Dank und Freude für all die Liebe, die er hervorzaubert — ohne etwas zu können.

Da stehen wir vor der letzten Frage und finden keine Antwort, können nur sagen: Ecce homo. „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

3. Die Bedeutung Clemens Schultz'

Was bedeutet uns dieser Clemens Schultz? Worin liegt seine praktische Bedeutung für uns? Wir können es kurz sagen:

In dem, was er uns durch seine feine Beobachtungsgabe gelehrt hat: in dem klaren Blick für die scheinbar so unbedeutenden, kleinen Lebensnotwendigkeiten des jugendlichen Menschen. Es ist das große Verdienst Walther Classens, daß er hier eingesetzt hat, um die Clemens Schultzsche Arbeit methodisch zu klären und sie dadurch von der Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grade unabhängig zu machen.

Aber seine tiefere Bedeutung liegt darin, daß dieser Mensch, der nicht im geringsten heldisch war, der sich selbst in strenger Kritik feige nannte, dem urwüchsige, wuchtige Lebenskraft durchaus nicht eigen war — daß dieser Mensch aus notvoller Spannung heraus eine Gemeinde besonderer Art sammeln mußte.

So ist seine Biographie für uns Evangelium.

So haben wir in ihm einen wirklichen Führer, nicht einen erhabenen, „verhimmelten" Helden, sondern einen Menschen voller Not und Zwiespalt, durch den Gott wirkt, einen Menschen, der nichts kann und durch den Gott doch alles schafft.

Von Clemens Schultz aus finden wir den Weg zu einer der wichtigsten Entscheidungen. Sehen wir in dem Führer eine Idealgestalt, einen Halbgott, ein „leuchtendes Vorbild", das uns ermuntert, mit einer mehr oder minder großen Beimischung von Ehrgeiz und Eitelkeit, ihm nachzustreben, in seine erhabene Sphäre hinaufzusteigen? Oder sehen wir in dem Führer einen ganz erbärmlichen, erbarmungswürdigen Menschen, einen Sünder, der gerechtfertigt, begnadet worden ist?

Es ist eine Versündigung an der Jugend und am Volk, wenn man den Führer zeichnet als einen, durch dessen menschliche Vortrefflichkeit die „Masse" gewonnen werden soll. Ja, noch mehr: es ist eine Verleugnung Christi. Jene im tiefsten Grunde unwahre Führerideologie sagt mit jedem Satz: „Ich kenne den Menschen nicht." Sie stellt ihr Reklameschild der Sonne gegenüber, nicht ahnend, daß die Sonne das Schild bald ausbleichen wird. Und sie sagt mit jedem Satze: „Ich kenne den Menschen nicht" — in seiner Erbärmlichkeit.

Wir brauchen nicht das Bild des Führers als „Vorbild", als dreistes Reklameschild — wir brauchen Führerbilder, die Transparente sind, die nichts sind — grau in grau — wenn sie sich neben das Licht stellen, aber die alles sind, wenn sie vom Licht durchleuchtet werden. Wir brauchen Führerbilder, die den Menschen kennen in seiner ganzen Nichtigkeit — und die den Menschen kennen, den Paulus und den wir verleugnet haben *). Das bitterliche Weinen, das jetzt tausendfach durch unsre Zeit geht, wird uns die Augen wieder öffnen

*) Dieselben Züge trägt sein Verhältnis zu seinem „liebsten Freund, Jesus, dem Herrn". Die „Jesusmystik" Cl. Schultz' verdiente noch eine besondere, eingehende Würdigung.

*) Vgl. Walther Classens mehrfache Äußerungen über die Bedeutung des „geschichtlichen Jesusbildes" für Clemens Schultz (**Clemens Schultz.** Schriften eines Jugendpflegers, herausgegeben von Walther Classen. Berlin, Carl Heymanns Verlag 1918. 150 S. 3 M.).

für den Menschen und wird uns Herz und Mund öffnen, daß wir Zeugnis ablegen, Evangelium verkünden — nicht nur in der Biographie. Wir danken es Clemens Schultz, daß er durch sein Leben und durch sein Werk uns auf die Suche nach dem Menschen geführt hat.

Darin liegt nun auch die Bedeutung Clemens Schultz' für den „Bund Deutscher Jugendvereine". Der Bund ist herausgewachsen aus dem mühevollen Suchen nach dem Menschen, nach dem Menschen, den die Kirche in der Großstadtmasse nicht mehr sah, den man aufgegeben hatte, vergessen hatte. Clemens Schultz löst den Menschen aus der Masse heraus. Darin zeigt sich der wahre Führer: er lockt nicht Massen zu sich heran *), sondern er sucht Menschen, und es wächst um ihn herum — Gemeinde. Und es liegt zutiefst in seinem Wesen begründet, daß er sich den jungen Menschen als den hingabefähigsten zuwendet. Er braucht Hingabe, Treue. „Treue" ist nicht umsonst das Leitwort des BDJ geworden.

Und seine feine Beobachtungsgabe und Einfühlung gibt Clemens Schultz die Möglichkeit, nun auch diesen aus der Masse herausgelösten, jungen Menschen den Boden zu schaffen, auf dem sie um ihn herum zu einer Gemeinde zusammenwachsen können.

„Kirchliche Schonzeit" ist einer der wenigen Begriffe, die Clemens Schultz geprägt hat, um damit eine Bedingung seiner Arbeit anzudeuten. Er weiß, daß seine Jungen der Kirche der Erwachsenen fremd gegenüberstehen müssen. Das stimmungsmäßige Ausweichen vor den unerbittlichen Forderungen des Alltags, daß sich in weitem Maße des evangelischen Gottesdienstes bemächtigt hat, ist dem Herzen seiner Jungen fremd. Sie wollen Leben, und sie sollen für ihr Leben reif werden. Clemens Schultz drückt das auf seine unbekümmerte Weise so aus:

Wir lassen die kirchliche Beeinflussung fort, weil wir der Jugend endlich einmal zeigen wollen, daß die großen Gedanken des Christentums nicht nur in der Kirche verbreitet werden, sondern auch im Leben gelten. Wir wollen zeigen, daß man von Kraft und Freudigkeit, von Sünde und Gnade, von Gott und dem Herrn auch im Leben reden kann, daß das Dinge sind, die auch im Leben Realität haben und nicht erst mit den Kirchenmauern und dem Pastor beginnen.

Freilich, gründlicher als Weicker in dem erwähnten Aufsatz kann man Clemens Schultz in dieser Frage nicht mißverstehen: nicht um „religiöse" Schonzeit — wie Weicker meint —, sondern um kirchliche Schonzeit handelt es sich.

Daß die Etikette fällt, darauf kommt es Clemens Schultz an, weil er weiß, welche Abwege sich hinter der Etikette verbergen können. Auf der Suche nach Menschen ist jede Verbrämung des Ich ein unüberwindliches Hindernis, zumal in St. Pauli. Der wahre Weg vom Ich zum Du geht immer nur durch Gott. Da gilt keine Etikette.

So grüßen die St. Paulianer Lehrlinge ihren Freund Clemens mit einem „Grüß Gott". Und wer die Worte Clemens Schultz' über das Gebet liest, der sieht ganz klar, daß von religiöser Schonzeit nicht die Rede sein kann:

Ich werde auch immer behaupten, daß das Gebet Allheilmittel ist im Kampf mit Versuchung und Verführung. Wir nennen übrigens das Gebet „unser Mittel".

Es ist etwas Mystisches in dem Menschensuchen bei Clemens Schultz. Darum eben muß alle Etikette, sei es kirchliche oder auch politische oder soziale, fallen.

Der Bund Deutscher Jugendvereine hat seit dem Kriege starke innere Wandlungen durch die Jugendbewegung erlebt. Soweit er unter dem Einfluß Clemens Schultz' stand, war er geradezu dafür prädestiniert. Deshalb aber hat er sich auch trotz allen Gegensatzes zur vergangenen Generation die Verehrung und Liebe zu seinem „Begründer" gewahrt.

*) Mussolini.

Der Lebensstil der Vereine hat sich gegenüber der alten St. Paulianer Art stark gewandelt, aber der Boden, auf dem man sich findet, ist derselbe geblieben.

Selbst die Forderung der „kirchlichen Schonzeit" sieht man neuerdings mit andern Augen an als ehemals. Es ist — vornehmlich in der proletarischen Jugend — ein neuer Sinn erwacht für die bildende, formende Kraft des Evangeliums. Es ist ein Suchen da nach geformter Gemeinde, nach Kirche. Freilich das darf nicht übersehen werden: dies Suchen geht nur zu oft bewußt und entschlossen an der offiziellen Kirche vorüber. Darum gilt die Forderung der kirchlichen Schonzeit nach wie vor. Aber sie wird langsam von innen her aufgelöst werden. Wer da drängen wollte, würde allerdings das Vermächtnis Clemens Schultz' gründlich mißachten.

Den Menschen zu suchen, den jugendlichen Menschen bis in die feinsten Notwendigkeiten seines Eigenlebens hinein zu verstehen — und zu pflegen, was Gott in ihm wachsen lassen will, das ist die einzige Aufgabe, die dem Jugendführer seit Clemens Schultz gestellt ist. Wird ihre Erfüllung ernst genommen, so ergeben sich die Formen des Gemeinschaftslebens jeweils von selbst.

Walther Classen sagte einmal von seinem Freunde, es sei eine große Gnade für ihn gewesen, daß er vor dem Kriege starb. Er würde am Erlebnis des Krieges zerbrochen sein.

Dieser selbe Mann ist es gewesen, der seinen Freunden und Getreuen über den Krieg hinweggeholfen hat — nicht durch das, was er konnte, sondern dadurch, daß er auf dem Sterbelager von sich sagen durfte: „Ich war als Pastor unendlich glücklich."

Hamburg Walter Uhsadel

Theologische Briefe an Martin Rade

Dreizehnter Brief

Soweit ich Ihrer Auffassung von der Aufgabe einer Glaubenslehre nicht beipflichten kann, glaube ich die Differenz zwischen uns darauf zurückführen zu können, daß ich den von A. Ritschl eingenommenen Standpunkt aufrecht erhalte, indem ich bestimmt und scharf zwischen den Begriffen Religion und Theologie unterscheide, während Sie wie W. Herrmann, wenn auch in anderer Weise, kein Gewicht mehr auf diesen Unterschied legen. Es fragt sich nämlich, ob die Dogmatik zugleich als unmittelbarer Ausdruck des eignen Glaubens und als Darbietung dessen, was in unserer Kirche „gilt", gestaltet werden oder ob man ihr nur eine mittelbare Beziehung zu der eignen und zu der persönlichen Religion anderer Christen zuerkennen kann. Dieses ist meine, jenes Ihre Auffassung. Nun gebe ich ohne Weiteres zu, daß Ihre Absicht, wenn sie wirklich gelingt, einfacher durchführbar ist. Aber mir erscheint sie, wie ich schon einmal bemerkt habe, durch die Schwierigkeit gedrückt, daß viele, und zwar auch einflußreiche Wortführer in unserer Kirche, schwerlich alle Ihre Anschauungen von dem, was in dieser gilt oder nicht gilt, anerkennen werden. Ferner muß ich auch die Frage aufwerfen, ob denn der gesamte Inhalt einer Glaubenslehre wie der Ihrigen zugleich auch als das, was normaler Weise jeder evangelische Christ an Glaubensgedanken sich anzueignen und zu hegen habe, anzusehen sein soll? In diesem Falle würden Sie eine fides quae creditur zusammenfassend dargestellt haben, die aber wie jede fides quae creditur mindestens mit dem stillschweigenden Anspruch einer für den evangelischen Glauben überhaupt normativen, also glaubensgesetzlichen Auflage verbunden wäre. Daß eine solche Konsequenz nicht in Ihrer Absicht liegen kann, beweist die Weitherzigkeit, mit der Sie vier Jahrzehnte hindurch die „Christliche Welt" redigiert haben. Dann aber wird mir eben doch Ihr Ansatz fragwürdig, das, was in unserer Kirche wirklich gilt, und was insofern von Vielen als in den evangeli-

schen Bekenntnisschriften verbindlich niedergelegt betrachtet wird, zugleich als Ihre persönliche Glaubensüberzeugung aussprechen zu wollen. Da erscheint mir denn doch die andere von mir empfohlene Auskunft von geringeren Schwierigkeiten belastet zu sein, mag ich auch ein komplizierteres Verhältnis der Dogmatik zu der von ihr mit theologischen Direktiven zu versehenden kirchlichen Verkündigung und mittelbar zu dem aus deren Hören entstehenden Glauben der einzelnen Christen annehmen.

Allerdings ist es auch für mich selbstverständlich, daß die Dogmatik den Glauben insofern immer schon voraussetzt, als Niemand sie mit Erfolg würde treiben können, der des christlichen Glaubens entbehrte. Unter dieser Voraussetzung jedoch besteht nach meiner Ansicht die dogmatische Arbeit selbst nicht in einer subjektiv bekenntnisartigen Aussprache gerade auch der individuellen Glaubensüberzeugungen oder wohl gar in prophetisch begeisterter Rhetorik, wie sie Herrmann geübt hat. Denn solche Darstellungsweisen gehören vielmehr in die predigende Verkündigung, in deren Gebiet der Dogmatiker aber deshalb nicht übergreifen versuchen soll, weil dann andere ihm obliegende wichtige Aufgaben zu kurz zu kommen pflegen. Diese Aufgaben aber bestehen in einer nüchternen, kaltblütigen, sachlichen und scharfen Entwicklung der die religiöse Gedankenwelt des Christentums tragenden und regelnden Ideen und Begriffe und in deren umsichtiger, im Wesentlichen möglichst vollständiger und innerlich zusammenhängender Zusammenfassung.

Vierzehnter Brief

Indem ich die zuletzt angegebene Bestimmung treffe, trete ich unmittelbar dafür ein, daß jede Dogmatik, die für voll genommen werden soll, in der Gestalt eines Systems darzubieten ist. Auch Herrmann hat allem Anschein nach ursprünglich ein System angestrebt, wie dies wohl den Angaben in Ihrer Gedächtnisrede (W. Herrmann, Dogmatik S. XVI) entnommen werden darf. Später aber hat er von der dogmatischen Systematik nicht mehr viel wissen wollen. Bei seiner Auffassung der dogmatischen Aufgabe war das auch nur konsequent. Zugleich scheint er Schleiermachers Reden gefolgt zu sein, während Schleiermacher in der Zeit seiner Reife vielmehr eine systematische Gestaltung gerade auch der Glaubenslehre für notwendig gehalten hat. Der Widerspruch gegen die Systematik ist freilich schon viel früher aufgekommen. Damit hat der Quäker Robert Barclay begonnen, dem dann pietistische und seit Christian Thomasius auch manche aufklärerische Schriftsteller gefolgt sind, während ihnen seit Locke in England und dann auch in Frankreich empiristische Philosophen sekundierten*). Diese alle und ebenso die auch in der Gegenwart zahlreichen Antisystematiker werden nach einem von Kant begründeten Sprachgebrauch zutreffend als Rhapsodiker bezeichnet werden können.

Nun sagen Sie in Ihrer Vorrede zum zweiten Buch (S. XI), irgend Jemandem sei Ihre Glaubenslehre „nicht systematisch genug. Aber die Systeme starren ja nur so um uns her. ... Ich wetteifere mit diesen Werken nicht." Das klingt nach einer auch von Ihnen geteilten systemfeindlichen Stimmung. Aber im Anfang Ihres zweiten Bandes sprechen Sie selbst ganz unbefangen von Ihrem „System". Da bläst also der Wind aus einer anderen Ecke. Es fragt sich, in welcher dieser beiden Äußerungen uns der echte Rade entgegentritt. Da nun möchte ich doch die zweite Stelle für authentischer halten als die erste mit ihrer etwas mißmutigen Abwehr eines höchstens äußerlich, aber nicht auch sachlich zutreffenden Vorwurfs.

Der Ausdruck System nämlich ist im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten, seitdem ihn als Bezeichnung für literarische Werke zuerst 1600 Bartholomäus Keckermann eingeführt hat, in manchen recht verschiedenen Bedeutungen gebraucht worden. Und es gibt eine Systematik, die allerdings recht wertlos ist und starken Widerspruch herausfordert. Diese liegt vor allem vor in den von dem Kantianer Reinhold begonnenen, von Fichte, Schelling u. A., ja in seiner philosophischen Sittenlehre sogar von Schleiermacher fortgesetzten Bestrebungen, das gesamte menschliche Wissen aus einem einzigen vermeintlich letzten und obersten Prinzip deduktiv herauszuspinnen und in der Übung dieses Verfahrens geradezu die Wissenschaftlichkeit solcher Begriffsphantasien begründet zu finden. Aber die systematische Anlage und Durchführung einer schriftstellerischen Darbietung ist, da unser Wissen immer nur Stückwerk ist und bleibt, überhaupt gar kein unmittelbar wissenschaftliches, sondern ein mit dem Begriff des Ganzen arbeitendes und insofern vielmehr künstlerisches Interesse, bei dem es vor allem auch auf die rechte Ordnung und Gliederung in sich zusammenhängender Wissenserkenntnisse oder sonstiger Gedankenstoffe abgesehen wird. So definiert auch Kant*) den Begriff des Systems als „die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee. Diese ist der Vernunftbegriff von der Form eines Ganzen, sofern durch denselben der Umfang des Mannigfaltigen sowohl, als die Stelle der Teile untereinander a priori bestimmt wird". Mehr als 100 Jahre vor Kant aber hatte schon Malebranche in seiner geistvollen Weise den idealen Begriff eines wahren Systems auf die individuelle geistige Leistungsfähigkeit seines Bildners und auf dessen geniale Intuition und Kontuition zurückgeführt.

Fünfzehnter Brief

Wenn Malebranche für die Begründung eines Systems im höchsten Sinne die Momente der Intuition und der Kontuition in Anspruch nahm, so wird ja unsere modernen Denker ohne Zweifel besonders die Intuition ansprechen, die seit Dilthey und Bergson so viele Liebhaber gefunden hat. Intuition allein aber macht bloß Rhapsodiker wie Herrmann, Barth, Gogarten usw. Anderseits scheint mir der Ausdruck Kontuition, so wie dieses Wort im lateinischen Sprachgebrauch in einem sehr allgemeinen und abgeschliffenen Sinne üblich ist, doch zu wenig zu besagen. Daher möchte ich anstatt dessen, gerade in der Anwendung auf die Bestimmung des Begriffs System, lieber den prägnanteren Ausdruck Kointuition vorschlagen. Ich verstehe darunter die simultane Zusammenschau, durch die Zusammengehöriges nicht diskursiv, wie bei der wissenschaftlichen Forschung, erörtert und, in seine isolierten Teile zerlegt, nach und nach untersucht und dargestellt, sondern sozusagen mit synoptischem Blick umspannt und so zugleich in seinem innerlichen Zusammenhang erfaßt und deutlich gemacht wird. Diese geistige Leistung aber ist keine wissenschaftliche und insofern schon bloß durch hinreichenden Fleiß erlernbare Tätigkeit, sondern eine auf individueller Begabung beruhende Kunst, auf die sich nicht eben Viele verstehen. Daher ist denn auch die Zahl der Systematiker, die aus genialer Kointuition heraus ihr System gestaltet haben, so überaus gering. Jedenfalls unter den Theologen; weniger unter den Philosophen. Anderseits pflegt man gerade den Theologen, der wohl am meisten durch synoptischen Blick und kointuitive Genialität ausgezeichnet war, nämlich Luther, weil er kein vollständiges dogmatisches Lehrbuch hinterlassen hat, überhaupt nicht unter die Systematiker zu zählen. Ein System hat er darum doch gehabt und vertreten**), und wer von den protestantischen Theologen der Folge-

*) Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen meine Schrift über „System und systematische Methode usw.". Bonn 1906.

*) Kritik der reinen Vernunft. Abschnitt über die Architektonik der reinen Vernunft im Eingang.

**) Vgl. darüber meinen Band 1, S. 100 ff.

zeit, sei es als Systematiker, sei es als Rhapsodiker, etwas Erhebliches in der Dogmatik geleistet hat, dem ist es gelungen, weil er sich mehr oder weniger in Luthers System hineinzuleben und -zudenken vermocht hat.

Aber freilich, wenn wir von System und Systematik reden, dann denken wir in der Regel weniger an jene höchsten Leistungen eines kointuitiven Denkens als an die systematische Technik, über die auch andere, nicht geniale Dogmatiker gebieten. Nun kann diese Technik freilich auch in recht äußerlicher, pedantischer und, wie von den romantischen Philosophen am Anfang des vorigen Jahrhunderts, erkünstelter Weise geübt werden. Daher ist der Widerspruch gegen solche Unternehmungen nicht nur begreiflich, sondern auch berechtigt. Aber irgendwelche systematische Technik ist für eine gute Dogmatik unentbehrlich, sei es auch nur, um ihr, wie das Schleiermacher in seiner Glaubenslehre gefordert hat, durch eine zutreffende Ordnung und Gliederung ihres Stoffs die notwendige Vollständigkeit zu sichern. Darüber hinaus jedoch kommt es auch in einem technisch wohl geordneten System viel mehr noch auf die innerlich zusammenhängende und in sich geschlossene Durchführung der leitenden Ideen und Gesichtspunkte an, die die Einzelheiten zugleich durchdringen und tragen. Und wenn nur dieser Grundforderung an ein System genügt ist, mag auch die dazu notwendige Kointuition nicht wie bei Luther original, sondern bloß überkommen sein, so können auch Mängel in der dispositiven Anordnung und Gliederung des Stoffs als mehr oder weniger unvermeidliche Schönheitsfehler unbedenklich mit in Kauf genommen werden. So ist trotz solcher Unebenheiten in seiner Institutio Calvin doch einer der größten Meister der systematischen Kunst gewesen *).

Sechzehnter Brief

Nun komme ich auf die Frage zurück, wie es sich mit der in Ihrer Glaubenslehre etwa geübten systematischen Methode und Technik verhält. Da kann ich es zunächst wohl verstehen, daß man Ihr Buch nicht systematisch genug gefunden hat. Nämlich unter dem Gesichtspunkt der dispositiven Technik. Denn auf diese scheint Ihnen allerdings nicht sehr viel angekommen zu sein. Andernfalls hätten Sie doch vielleicht eine andere als die einfache trinitarische Einteilung Ihres Stoffes gewählt. So folgt bei Ihnen auf Theologie und Christologie die Lehre von dem heiligen Geist, und in dieser bringen Sie auch die Lehrstücke vom Menschen und von der Sünde unter. Doch kommt natürlich die menschliche Sünde auch schon in Ihren früheren Ausführungen, z. B. in § 14 über die Macht des Bösen in der Welt und in § 24 über den richtenden Gott vor. Ebenso wiederholen sich in Ihren drei Teilen auch noch manche andere Themata, so vor allem das von der Rechtfertigung. Das war bei dem Gange Ihrer Darstellung auch kaum anders möglich. Ähnliche Wiederholungen sind aber überhaupt kaum zu vermeiden, wenn man altem Herkommen gemäß mit der Lehre von Gott beginnt und doch zugleich von Luther gelernt hat, daß man den Gott des Christentums nur in seiner Offenbarung durch Jesus Christus erfassen, und zu Christus nur durch die Wirkungen des heiligen Geistes geführt werden kann. Durch diese religiös überaus fruchtbaren Anschauungen aber wird der Dogmatik der Weg von unten nach oben statt von oben nach unten nahegelegt. Geht man dennoch von oben aus, so muß man entweder äußerlich biblizistisch alle Äußerungen der Heiligen Schrift über Gott sammeln und irgendwie verarbeiten oder im Sinne der sogenannten natürlichen Theologie sich mit der von Luther so energisch abgelehnten Konstruktion eines Deus absolute speculatus abmühen oder, wie Sie es getan haben, nicht Weniges vorwegnehmen, was vollständig doch erst in den späteren Teilen der Dogmatik behandelt werden kann.

Dazu kommt etwas Anderes, worauf zuerst Schleiermacher geachtet hat. Dieser führt es in seinem zweiten Sendschreiben an Lücke auf seine Abneigung gegen eine „Antiklimax" zurück, daß er seine Glaubenslehre in der Besprechung der sich auf die Erlösung beziehenden göttlichen Eigenschaften der Liebe und der Weisheit habe gipfeln lassen. Geschickt zwar war es nicht gerade, daß er die anderen Eigenschaften Gottes auf die früheren Teile seiner Dogmatik verteilt und so die Lehre von Gott auseinandergerissen hat. Gleichwohl ist der von ihm geltend gemachte Gesichtspunkt geeignet, sich mit dem von Luther gemeinten Wege von unten nach oben zu ergänzen. Und auch Sie selbst empfehlen ja öfter (S. 52, 68, Band 2 S. 4) den Ausgang von unten her, um nach oben emporzustreben. Überdies läßt sich der Weg von unten nach oben zugleich zu einem Vordringen von außen nach innen, auf seinem höchsten Gipfel aber, der gläubigen Anschauung von Gott unserm Vater, der zugleich als der Schöpfer der ganzen Welt gedacht und verehrt wird, zum Ausblick auf Gottes Herrschaft über alles, was ihm untertan ist, ausgestalten.

Dies sind die Gründe, aus denen ich in den 34 Jahren, seitdem ich Vorlesungen über Dogmatik zu halten habe, diese stets in den folgenden sechs Abschnitten behandelt habe. Zuerst gebe ich einen sich noch ganz circa sacra bewegenden religionstheoretischen Teil über die Religion, behandle darauf die christliche Offenbarung und ihre Quellen, gebe dann die christlich religiöse Auffassung vom Menschen und von der Sünde und lasse nun erst die Lehren von dem heiligen Geist, von Christus und zuletzt von Gott dem Vater folgen. So ist die Gefahr von Wiederholungen geringer. Von Gott zwar ist auch da von Anfang an die Rede. Doch steigern sich zugleich in stetigem Fortschritt die Aussagen, die über Gott, seine Gesinnung und sein Wirken gewonnen werden, um sich in der Lehre von ihm selbst noch einmal zu einer abgerundeten Einheit zusammenzufassen. Auf diese Weise glaube ich am sichersten auch den technischen Anforderungen an ein einheitliches und geschlossenes System zu genügen.

Siebzehnter Brief

Unsere alten Dogmatiker haben den Satz geprägt: Methodus est arbitraria *). Sie dachten dabei an die sogenannte synthetische und an die analytische Methode, die uns aber als die verschiedenen in ihrer Scholastik vorgesehenen Möglichkeiten einer dogmatischen Darstellung nur noch dogmenhistorisch interessieren können. Aber auch ganz allgemein genommen, hat jener Satz einen guten Sinn. Aus der Methode der Darstellung **) soll man eben keinen wichtigen Streitpunkt machen. Ist auch die systematische Methode einem nur rhapsodischen Verfahren durch die in ihr grundsätzlich geforderte umfassende Betrachtungsweise unstreitig überlegen, so kommt es doch nicht so sehr darauf an, daß Wiederholungen überhaupt vermieden und daß bei der Einteilung des Stoffs gerade die allerstrengsten Prinzipien der Ordnung befolgt werden. Da mag also Jeder nach seinem subjektiven Belieben verfahren und je nach seinem persönlichen Geschmack die Reihenfolge bestimmen, in der er die Einzelheiten behandelt. Vielleicht kann man sogar von jedem beliebigen Lehrstück der Dogmatik ausgehen und doch ein in sich zusammenhängendes und geschlossenes Ganzes zu geben imstande sein. Es kann auch wohl geradezu fraglich sein, ob die technisch einwandfreieste Gestaltung der Dogmatik als eines allen formalen Anforderungen genügenden Systems besonders geeignet ist, Anfänger in die Dog-

*) Vgl. darüber meinen Band 3, S. 160 ff.

*) „Die Methode ist willkürlich" „steht frei". D H

**) Anders verhält es sich natürlich mit den Methoden der wissenschaftlichen Forschung.

matik einzuführen. Denn alles Lernen wird nur durch Übung erreicht, und Übung wird nicht ohne häufige Wiederholungen gewonnen. Da nun aber gerade nach meiner von der Ihrigen abweichenden Ansicht die Dogmatik in erster Linie zur Unterweisung der theologischen Studenten zu treiben ist, so kann ich immerhin den didaktischen Wert des von Ihnen geübten Verfahrens nicht verkennen, die wichtigsten Themata der Glaubenslehre mit zunehmender Ausführlichkeit und Gründlichkeit an verschiedenen Stellen Ihres Buchs zu behandeln. Nach Phil. 3, 1 scheint ähnlich auch der Apostel Paulus mit seinen Belehrungen über den Glauben verfahren zu sein. Anderseits sind mir bisher wenigstens wesentliche Lücken dogmatischer Art in Ihrer Glaubenslehre nicht aufgefallen. Also ist sie auch nicht zu den schon seit längerer Zeit so beliebten theologischen Rhapsodien zu zählen. Doch fragt es sich nun weiter noch um die innere Systematik der von Ihnen entwickelten dogmatischen Zusammenhänge.

Achtzehnter Brief

Ob ein Denker ein System hat oder nicht, hängt wesentlich davon ab, ob ihm ein überragender Gedanke oder Gedankenkomplex zur Verfügung steht, der alle seine sonstigen Ansichten so beherrscht und durchdringt, daß sie in ihm zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen. Messe ich die Ausführungen Ihrer Glaubenslehre an dieser Regel, so kann ich es nur als berechtigt anerkennen, daß Sie im Anfang Ihres dritten Teils von Ihrem „System" sprechen. Denn Sie haben in § 8 einen leitenden Grundsatz aufgestellt, den Sie nirgend verleugnet, überall stillschweigend im Auge behalten und bei passender Gelegenheit immer wieder nachdrücklich hervorgehoben haben. Er ist die Seele des von Ihnen dargebotenen Ganzen und beherrscht auch dessen Einzelheiten in dem Maße, als die überlieferten Glaubenslehren, soweit Sie sie sich aneignen, sich ihm zwanglos fügen. Sie sagen S. 36:

> Wäre das die Quintessenz des christlichen Glaubens: Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott? Ich leugne nicht, daß man Gott so haben kann. Aber den Christengott nicht. Die Theologie, die Dogmatik, auch die Predigt hat kaum begriffen, um was es sich hier handelt. Wie es sich um Gott handelt, wo wir nur vom Nächsten sprechen müssen. Wie es Gott, unsern Gott, nicht gibt ohne den Nächsten. Natürlich redet die Theologie vom Nächsten, denkt an den Nächsten, zum mindesten in der Ethik. Aber das ist viel zu spät. Der Nächste ist schon im Gottesbegriff.

In diesen Sätzen bewähren Sie eine religiöse Kointuition, wie sie nach meiner Auffassung zur Begründung eines theologischen Systems notwendig ist. Nicht nur eines dogmatischen, sondern eines theologischen Systems. Denn Ihr Prinzip greift über die Dogmatik hinaus, indem es zugleich virtuell die ganze theologische Ethik begründet. Folgerecht müßten Sie daher Ihre Glaubenslehre auch noch durch eine christliche Sittenlehre ergänzen. Dann erst wird Ihr System vollständig ausgeführt sein und sich als eine runde Einheit darstellen. Dieses Verlangen nach einem Plus ultra darf doch nicht den Dank für Ihre bisherige Darbietung verringern. Auch in ihr wirkt sich Ihr Prinzip charakteristisch aus.

Neunzehnter Brief

Auf Gott und den Nächsten folgt bei Ihnen in § 9 Gott und die Welt, in § 10 Gott und die Kirche und abhängig von allen diesen übergeordneten Gesichtspunkten erst in § 11 Gott und der Einzelne. Mit Schleiermacher sagen Sie:

> Gott nicht ohne die Welt, die Welt nicht ohne Gott (S. 40),

und dann weiter in ähnlichem Sinne:

> Wir haben Gott nicht, wenn wir nicht die Kirche haben; er ist nicht unser, wenn die Kirche nicht unser ist (S. 43).

Im Zusammenhange dieser Ausführungen berufen Sie sich mit Recht auch auf A. Ritschl und bringen Gedanken von ihm wieder zur Geltung, für die das moderne Koketieren mit der Mystik längst jedes Verständnis vermissen läßt. Folgerecht bringen Sie auch selbst nichts von Mystik zum Ausdruck, indem Sie zuletzt von Gott und dem Einzelnen sprechen, um dem von Augustin und von Luther vertretenen christlichen Individualismus sein Recht zukommen zu lassen. Ihr oberster Gedanke bleibt doch überall Gott und der Nächste. Diese Anschauung schließt sich mit Ihrer dann folgenden Anlehnung an Ritschl so gewiß nicht aus, als auch dieser die christliche Religion nicht ohne die vor allem im sittlichen Beruf zu betätigende Nächstenliebe, die göttliche Gabe nicht ohne die christliche Aufgabe, das höchste Gut nicht ohne das ethische Ideal gedacht hat. Allerdings hat er nicht schon diesen Zusammenhang zur Bestimmung des Begriffs der Religion aufgeboten, sondern gelehrt, daß Religion stets durch die drei Begriffe Gott, Mensch und Welt, wie ein Kreis durch drei Punkte, bestimmt werde. Doch auch Sie denken ja allein an das Christentum, indem Sie den Begriff des Nächsten gleich in den Gottesbegriff hineinziehen wollen. Dagegen erkennen Sie die von dem Nächsten abstrahierende Mystik wohl als Religion, aber nicht als christliche Religion an. Ritschls durch jene drei Punkte bestimmter Religionsbegriff hat in seinem System vor allem die Bedeutung, daß durch ihn einerseits die die Welt ignorierende Mystik ausgeschlossen, anderseits als die religiöse Grundlage auch der sittlichen Tugendübung und Pflichterfüllung zuvor die Aufgabe der frommen Weltüberwindung durch praktische Übung des christlichen Vorsehungsglaubens begründet wird.

Für diese Auffassung treten nun auch Sie in § 9 nachdrücklich ein. So ergänzen sich schließlich Ritschls Ansatz und der Ihrige, ohne sich sachlich zu widersprechen. Der gemeinsame Gegensatz zur Mystik und einer von ihr unzertrennlichen religiösen Genußsucht der sie pflegenden Individuen tritt dabei um so wirksamer hervor, als ebenso die Aufgabe der religiösen Weltüberwindung wie der Dienst am Nächsten ernste, hohe, heilige und zugleich immer auch beseligende Pflichten begründet. Die werbende Kraft dieses Lebensideals mag zur Zeit bei Manchen versagen, die durch spitzfindiges Grübeln in einen unfruchtbaren Pessimismus hineingeraten sind. Auf gesunde Gemüter wird sie auf die Dauer doch immer wieder ihre befreienden Wirkungen üben.

Bonn Otto Ritschl

Alfred Rethel als Graphiker

Schneller, als man erwarten durfte, ist den beiden ersten Mappen der Deutschen Graphik des 19. Jahrhunderts, deren in Nr. 23 des vergangenen Jahres (Sp. 1204 f.) gedacht wurde, die dritte gefolgt, Alfred Rethel, bearbeitet von Zoege von Manteuffel, dem Leiter des Dresdener Kupferstichkabinetts *). Der Verfasser ist als solcher nicht nur der berufenste Fachmann, sondern auch der Hüter des größten und schönsten Schatzes Rethelscher Graphik. So erhalten wir hier eine besonders vollendete, wahrhaft weihevolle Gabe. Rethel gehört in der Tat zu den ganz Großen unter den deutschen Künstlern des vorigen Jahrhunderts, und das will um so mehr sagen, da ihm nur ein Alter von 43 Jahren beschieden war, deren sechs letzte er vollends, Schicksalsgenosse eines Schumann, Hölderlin und Lenau, in geistiger Umnachtung verlieren mußte. Bewundernswürdig ist seine frühe Reife, insbesondere daß er mit 20 Jahren bereits (1836) sich entschloß, die Lehre Schadows in Düsseldorf mit der Veits in Frankfurt zu vertauschen. Daß Veit, selbst kein schöpferisches Genie, als Lehrer und Vorbild hervorragende Erfolge erzielte, geht aus allen Erinnerungen an seine Frankfurter Wirksamkeit deutlich hervor. Rethels Ankunft gehörte nur noch dazu, um dem Schalk Schwind den Scherz einzugeben, Frankfurt habe für den Künstler ein gefährliches Klima: sei er den Rethelns entgangen, so verfalle er dem Veitstanz und nehme sein Ende in der Schwindsucht.

Trefflich schildert uns Manteuffel, wie Rethel, der Spätromantik angehörig, aus dem Nazarenertum hervorgegangen, bei-

*) **Deutsche Graphik des 19. Jahrhunderts.** Herausgeber Dr. Bruno Golz. Hamburg, Hanseatischer Kunstverlag. 3. Mappe: **Alfred Rethel.** Sechzehn Bildtafeln nach seinen Radierungen und Holzschnitten. Mit einführendem Text und kritischem Verzeichnis der Bilddrucke Rethels von Kurt Zoege von Manteuffel. 10 M.

den eine letzte, hohe Blüte beschcert hat; wie er als Historienmaler „rasch und entschlossen abrückt von aller Anekdotenmalerei und jener bald sentimentalen, bald sensationslüsternen Geschichtsauffassung, die während seiner Lehrzeit in Düsseldorf an der Tagesordnung ist"; wie ihm „jedes Werk ein persönliches Bekenntnis" ist; wie „seine Schilderungen der Taten großer Führer zu Offenbarungen werden, die — an Tiefe der Auffassung, Größe der Form, Straffheit der Schilderung — über örtliche und zeitliche Bindungen hinauswachsen". Aber, obgleich das alles sich auch in seinem eigentlichen Lebenswerk, der großen Freskenfolge aus dem Leben Karls des Großen im Aachener Rathause offenbart, betont doch Manteuffel aufs entschiedenste, daß er mehr Zeichner als Maler ist, da er „mit der Farbe nie etwas Rechtes anzufangen gewußt hat". So stellt denn seine Graphik den eigentlichen Gipfel seiner Kunst dar, und in der Tat wetteifern die besten Werke seines Griffels mit dem Höchsten, was die Kunst geschaffen hat. Natürlich sind sie es vor allen Dingen, die uns der Herausgeber vorführt.

Er bringt zunächst die drei einzigen eigenhändigen Radierungen Rethels, Beiträge zu Düsseldorfer Albums von 1838, 1840 und 1841. Von diesen ist sicher das reizvollste Blatt, schon 1836 von dem Achtzehnjährigen radiert, das zu R. Reinicks Ballade „Das weiße Reh", deren drei erste Strophen Rethel mit sechs höchst anmutigen Bildern, zu allen Auftritten des Hergangs, umschließt. Schade, daß der obere Rand, der schon im ersten Druck nur in duftigster Zartheit erscheint, in der Nachbildung etwas gar zu blaß herausgekommen ist. Nie wieder hat Rethel so zarte Töne angeschlagen. Man vergleiche zu diesem wie zu allen folgenden Blättern die schöne Auslegung Manteuffels in seiner Einführung.

Alle übrigen Blätter sind dem Holzschnittwerk des Meisters entnommen, wie er denn im Holzschnitt den ihm gemäßen Illustrationsstil fand und darin ohne jeden Zweifel sein Bestes leistete. Man lese in der Einführung, wie er in dieser Kunst von Stufe zu Stufe weiterschritt und so eine ihm eigene hohe Vollendung erreichte. Wenig bekannt dürfte die Marbachsche Nibelungenübersetzung zur vierten Jahrhundertfeier des Buchdrucks im Jahre 1840 sein. Nur als Lückenbüßer, um schneller zum Abschluß zu kommen, wurde Rethel zu Hübner und Bendemann herangezogen; aber Jeder, der das schöne Buch durchblättert, wird Manteuffel zustimmen, daß die zehn Holzschnitte nach seinen Zeichnungen alle übrigen bei weitem hinter sich lassen. Sie stehn schon auf der vollen Höhe Rethelscher Kunst. Drei von ihnen, Hagen und Volker bei ihrer furchtbaren Arbeit darstellend, werden in der vollen Größe, mit Umrahmung und Text, in vorzüglicher Nachbildung dargeboten; zu ihnen kommt als Zugabe auf dem Umschlag, von allen am leuchtendsten herausgekommen, das Blatt „Wie Dankwart Gelfraten erschlug", aus seinem Rahmen herausgehoben.

Es folgt, in der Reihe ebenso wie der Zeit nach, die Hälfte der Blätter (das 2., 4. und 6.) von Rethels berühmtestem Werke, „Auch ein Totentanz, aus dem Jahre 1848", auf $^4/_5$ verkleinert, aber ohne an der Wirkung nennenswert einzubüßen. Schade, daß hier nicht die das Bild unten begleitenden Zeilen des Reinickschen Textes mit wiedergegeben sind; sie vervollständigen doch den mächtigen Eindruck. In der Einführung hebt Manteuffel (S. 15) stark hervor, wie hier Helligkeit und Dunkelheit, die Farbigkeit im Holzschnitt, nur in geringstem Maße Verwendung finden; wie Rethel vielmehr dazu erst später fortschreitet (S. 16). Sollte dabei nicht doch Absicht mit im Spiele sein? Mir scheint in diesem Totentanz die Freilichtkunst einen wahren Triumph zu feiern und nicht ohne Grund erst auf dem letzten Blatt die Dunkelheit hineinzuragen.

Wieder ist es dem Herausgeber sehr zu danken, daß er die in der Cottaschen Bibel von 1850 vergrabenen vier Rethel-Blätter ans Licht und zu Ehren gebracht hat, indem er drei von ihnen, „die Füchse haben Gruben", die Hochzeit zu Kana und Pauli Bekehrung, zu schöner Wiedergabe in der vollen Größe bringt. Sie heben sich dort, ebenso wie in den Nibelungen, hier neben den beiden schönen Blättern von Ludwig Richter, aus der ganzen Masse leuchtend heraus, trotz ihrer schlichten Anspruchslosigkeit: vor allem, wie das auch die Einführung hervorhebt, die einsame Heilandsgestalt draußen in Wind und Wetter, wo Fuchs und Vögel sich scheu bergen. Erst Wilhelm Steinhausen hat von neuem gewagt, dem ergreifenden Ausdruck zu geben.

Und dann zum Schluß natürlich die beiden mächtigsten, überwältigendsten, die allbekannten Blätter „Der Tod als Erwürger" und „Der Tod als Freund", beide von 1851. Das Format zwang, sie nur in $^2/_3$ der Größe wiederzugeben; es wird jedem willkommen sein, daß auf zwei gesonderten Blättern die Gestalten des Todes in der vollen Größe beigefügt sind. Hier stehn wir auf der höchsten Höhe, dessen sowohl, was Rethel, wie dessen, was die erwählte Kunstart, der Holzschnitt, leisten kann, und dankbar folgt der Leser Manteuffels lichtvollen Erläuterungen. Bezeichnend ist es, daß der Künstler hier zu dem grauenhaften Gewande seines andern größten Werks, des Totentanzes von 1848, zurückkehrt.

Wir stehn am Ende des Gebotenen, nicht ohne ein gewisses Bedauern, ein Verlangen nach Mehr. Gern sähe man doch, der Vollständigkeit, des Zusammenhangs, selbst des Gegensatzes wegen, auch ein Pröbchen von weniger vollendeten Werken des Meisters. Vollkommen stimme ich dem zu, was Manteuffel S. 9 f. über die 24 Stahlstiche zu Rottecks Weltgeschichte (1841, 42) ausführt, für die Rethel die Zeichnungen geliefert hat, und bin ihm für neue Aufschlüsse, namentlich zu deren zweiter Hälfte, dankbar; aber die Anerkennung, mit der er doch auch ihnen gegenüber nicht zurückhält, hätte eine Probe von ihnen sicherlich gerechtfertigt. Dasselbe gilt mindestens auch noch von den Steindrucken zu Speiers Liedern, vgl. S. 10 und 37, während ich den drei Blättern zu „Ein feste Burg ist unser Gott", und selbst dem Hannibal-Zug nicht nachtrauere. Von dem ersteren muß ich gestehn, eine noch geringere Meinung zu haben, als Manteuffel S. 17 mit seiner Schonung ausspricht; sollte bei dieser „letzten Arbeit des Künstlers" die gemütliche Trübung, der sein Schaffen erlag, nicht schon ihre Schatten vorausgeworfen haben?

Freilich entscheidet für die Nichterfüllung solcher Wünsche neben dem Raum und der Stufe der Bedeutung wohl noch ein Drittes. Manteuffel beschränkt sich in seiner Darbietung auf Blätter, die er als „Originalarbeiten" anerkennen konnte (S. 5), d. h. als Originalgraphik. Dazu gehören Stahlstiche und Steindrucke — letztere zu jener Zeit — nicht, weil daran der Meister über die Zeichnung hinaus nicht mitgewirkt, sondern die gesamte Arbeit für den Bilddruck dem Stahlstecher und Steindrucker überlassen hat. Dasselbe gilt vom Holzschnitt insofern, als erst des Holzschneiders Stichel dessen Linien und Flächen aus dem Holzstock herausgräbt, und dieser Arbeit zu jener Zeit kein Meister die Hand geliehen hat. Ich weiß nicht, ob Manteuffel der Erste ist, der auch von den Holzschnitten noch einen Teil den „Originalarbeiten" zuweist; ich selbst habe in meiner Neubearbeitung des Verzeichnisses des graphischen Werkes Ludwig Richters im Anschluß an Joh. Fr. Hoff, 1922, Nachlese 1926, das gesamte Holzschnittwerk als Arbeiten nach dem Meister von seinen eigenhändigen Arbeiten unterschieden. Manteuffel rechnet den Originalarbeiten die Holzschnitte zu, deren Zeichnung der Meister selbst auf den Stock gebracht hat, wie dies bald nach der Wiederentdeckung des Holzschnitts, gegen Ende der dreißiger Jahre, das bevorzugte, dringend erwünschte Verfahren wurde. Daß Rethel so verfahren sei, glaubt Manteuffel für die vier Werke, von denen er Proben gibt, und nur für sie, voraussetzen zu dürfen. Nur für die Nibelungen bietet er S. 12 einen Indizienbeweis, der alles eher als zwingend ist; zum Beweise für die übrigen genügen nicht einmal die eigenhändigen Korrekturen des Meisters auf Probedrucken der letzten Blätter, die Manteuffel S. 30, 31 aufführen kann. Aber nehmen wir einmal an, Rethel habe wirklich alle diese Blätter selbst auf den Holzstock aufgezeichnet. Wie annähernd vollkommen ein Holzschneider ersten Ranges — und dazu gehören Unzelmann und A. Vogel in den Nibelungen, A. Gaber, Steinbrecher, Jungtow weiterhin — der Vorzeichnung des Meisters gerecht werden kann, auch wenn sie erst von ihm auf den Holzstock gebracht werden mußte, das bezeugt Manteuffel selbst S. 5 und S. 17 mit dem Ausdruck des Bedauerns, gewisse Holzschnitte nicht zu den Originalarbeiten rechnen zu können, so treu sie Rethel auch wiedergeben, weil sie nachweislich erst nach seinem Tode auf den Holzstock kamen. Und umgekehrt! Immer wieder jammert Ludwig Richter in seinen Briefen an Georg Wigand, wie elend ihm die Holzschneider seine schönsten Aufzeichnungen auf dem Holzstock zugerichtet haben, und immer wieder bittet er flehentlich, sie nur den besten Holzschneidern, diesem oder jenem, den er nennt, anzuvertrauen. Es bleibt eben dabei, daß ein schlechter oder nachlässiger Arbeiter die schönste Aufzeichnung des Meisters ebensogut verschneiden kann, wie die von anderer Hand übertragene. So wichtig es also im günstigen Falle bleibt, daß der Meister selber die Zeichnung auf den Holzstock bringe: von Originalgraphik wird man doch auch dann besser nicht reden. Auch von hier aus hätte es sich daher wohl rechtfertigen lassen, wenn uns der Herausgeber einige Proben der in zweiter Linie stehenden Werke Rethels geboten hätte.

Der schönen Einführung läßt Manteuffel auf S. 19—41 das „kritische Verzeichnis der Bilddrucke Rethels" folgen, eine Arbeit von der äußersten Sorgfalt, hier zum ersten Male vollzogen: mit dem Streben nach erschöpfender Vollständigkeit im ersten Teil, für die 25 als Originalarbeiten gerechneten Blätter, kurzgefaßt für die 93 Nummern der „wichtigsten nach Alfred Rethels Zeichnungen ausgeführten Blätter". Darf ich zum ersten Teil noch eine Anmerkung machen, so ist es die, daß zu dem Titel des Reinick-Albums auf S. 19, in der vorletzten Zeile hinter der Jahreszahl „1838." doch noch wäre hinzuzufügen gewesen: „**Gedruckt in der Kupferdruckerei der Königl. Kunst-Academie zu Düsseldorf / von C. Schulgen-Bettendorf.**' Bezeichnet ‚R. R.', der ganze Titel Radierung von Robert Reinick. Schmutztitel in Typensatz auf dem vorhergehenden Blatt ‚Lieder und Bilder'." — Zu dem zweiten Teile aber möchte ich die dringende Bitte aussprechen, der Verfasser wolle doch auch ein Verzeichnis der weniger wichtigen Bilddrucke von Alfred Rethel, so vollständig wie möglich, irgendwo dem vorliegenden folgen lassen; niemand ist dazu so berufen wie er.

Endlich noch einen Wunsch für die nächste Auflage. Von Rethels Leben erfahren wir auf S. 7 nichts, als daß er 1816 in Aachen geboren, 1859 in Düsseldorf gestorben ist; nur gelegentliche Erwähnungen treten bei Besprechung der Arbeiten dazu. Einen kurzen Abriß seiner Lebenserfahrungen, einschließlich seines Malwerkes, würde doch jeder Leser mit Freude und Dank begrüßen, und die $^2/_3$ Spalten, die auf S. 18 leer bleiben, würden den Raum dafür reichlich bieten, ohne daß der Umfang brauchte vermehrt zu werden.

Marburg Karl Budde

Vom neuen Singen

2. Der Kanon

Wenn wir dem Kanon einen eigenen Abschnitt widmen, so geschieht das mit gutem Grund. Denn hier — dem Kanon gegenüber — gilt es, ein weit verbreitetes, wenn man nicht sagen will: allgemein verbreitetes Vorurteil zu beseitigen. Man hatte sich daran gewöhnt, den Kanon gewissermaßen als Dienstmagd der Frau Musika irgendwo in einer Bodenkammer unterzubringen, im Anhang der Schulliederbücher oder in den praktischen Beispielen der Musiklehre. Welche Rolle die Musikform des Kanons einst gehabt hat, und daß an Hand der Geschichte dieser Musikform die Geschichte des Musizierens eingesehen werden könnte, davon wußte man weithin nichts mehr.

Erst die neuen Veröffentlichungen haben weitere Kreise wieder in diese reiche Geschichte eingeführt und sie ihnen hier und da wieder lebendig werden lassen. Vor allem lernte man, daß Kanon und Kanon durchaus nicht zu allen Zeiten das Gleiche war. Aber davon rede ich am besten, indem ich dasjenige Buch bespreche, das für das heutige Kanonsingen grundlegend ist.

Der Kanon. Ein Singbuch für Alle. Herausgegeben von Fritz Jöde. Wolfenbüttel, Kallmeyer Verlag 1926. 431 S. (Ausgabe auf Dünndruckpapier zu empfehlen.) Geb. 8 M. Auch in drei Teilen: **Der Kanon 1.** (120 S. 2.50 M.) **Der Kanon 2.** (122 S. 2.50 M.) **Der Kanon 3.** (142 S. 2.80 M.)

Der erste Teil umfaßt einen Zeitraum vom 13. Jahrhundert bis zu J. S. Bach. Ihm ist in einem Anhang beigegeben Palestrinas im Kanon für vier Stimmen gesetzte Missa ad fugam. — Dieser erste Teil wird von denen, die aus ihm singen, als eine Einheit empfunden; das hat seine Begründung darin, daß er die Zeit von den Anfängen der Musikaufzeichnung bis zu dem sogenannten Höhepunkt der protestantischen Kirchenmusik umspannt. Die Musik, die innerhalb dieser Grenzen gemacht worden ist, mag sie geistlich oder weltlich sein, hat einen eigentümlich gebundenen Charakter, der wesentlich durch die Kirche und ihre Verkündigung bestimmt ist. Diesen gemeinsamen Charakter können auch Unterschiede nicht aufheben — und es ist in der Tat ein kaum zu überhörender Unterschied z. B. zwischen dem katholischen Kanon etwa des 15. Jahrhunderts und dem Kanon des jungen Protestantismus. Die Tatsache, daß beide trotzdem als Einheit gesehen werden können, macht deutlich, daß die Form des alten Kanons eine völlig andere ist als die spätere etwa der klassischen Zeit oder gar als die der Beispiele zur Harmonielehre. Die Form der auf dem gleichen Wege sich folgenden Stimmen ist eben ursprünglich, wie es uns ja in der Orgelfuge („Fuge" von fuga = Flucht) noch gegenwärtig ist, eine durchaus ernst genommene, anderen Möglichkeiten gleichgeordnete Möglichkeit des Musizierens. Es ist diejenige Form, in der zwei oder mehrere Stimmen, die in völliger Selbständigkeit in bestimmten Abständen einander folgen, doch zu einem alle vereinenden Zusammenklang kommen. Hermann Reichenbach redet in seiner Einleitung von der „Magie der Imitation", die dieser Musikform zu Grunde liegt und die aus diesen Sätzen heraus uns heute wieder erfaßt.

Soll ich nun von der unerhörten Gewalt reden, die uns entgegentritt, wenn wir des Gesius Benedicamus Domini oder Gumpelzhaimers Domine, refugium singen? Soll ich erzählen von den wuchtigen zweistimmigen Sätzen, die ein Agricola oder Gumpelzhaimer zu unserm reformatorischen Choral geschaffen haben? Von dem überaus schönen vierstimmigen Kanon von Vulpius über „Es ist ein Ros entsprungen"; von den Caldaras, von den verschiedenen „Singt dem Herren!", von Bachs volltönendem Pleni sunt coeli? Dann hätte ich immer noch kein Wort gesagt von dem alten Kanon auf die Martinsgans aus dem Kloster Lambach (14. Jahrhundert), von den zweistimmigen Kanons der Liebenden von Oswald v. Wolkenstein (15. Jahrhundert) und von vielen anderen. Deshalb will ich nur das Eine sagen: Man nehme den „Kanon" zur Hand und fange an zu singen. Dann wird man selbst sehen, was für eine Fülle er birgt, gerade dieser erste Teil.

Denn der zweite Teil hat ein anderes Gesicht. Er enthält im Wesentlichen den Kanon der „klassischen Zeit" unserer Musik; ein Anhang enthält Haydns Kanons über „Die zehn Gebote der Kunst". — In diesem Zeitraum nimmt der Kanon eine allmählich veränderte Stellung ein. Das eigentliche Musizieren vollzieht sich in anderen Formen; so bleibt die Form des Kanons da, wo die große Musik nicht am Platze ist: im kleinen Kreis, in der Gesellschaft, im Freundeskreis. Da konnte man seinen Freund verpflaumen — wie Haydn seinen „lieben Malcher", Mozart seinen „Freistädtler", Beethoven seinen Kollegen Kuhlau oder den Signor Abbate —; da sang man die herrlichen Lieder auf „Essen, Trinken", auf „Heiterkeit und leichtes Blut" (Mozart), man lachte „Ha! ha! ha!" mit Cherubini, begrüßte sich „Er ist da!" (Kuhlau), „Freu' dich des Lebens!" (Beethoven), um sich mit Mozarts kräftigem Bona nox! zu verabschieden. Und da sind so viele noch nicht genannt; vor allem Mozart verdanken wir eine schier unerschöpfliche Menge von geselliger Freude sprühender Kanons.

Überall, wo man wirklich gesellig zusammen ist — viele Leute haben ja dazu keine Zeit mehr —, da leben heute diese Kanons auf. Nachdem eine ganze Reihe von ihnen sich durch mündliche Tradition erhalten hatte, ist man nun froh, die reiche Auswahl solchen geselligen Musikgutes wieder zugänglich gemacht zu bekommen. Überall geht denen, die sich diese Kanons neu erobern, die Weisheit des Scherzkanons von Salieri auf:

> **Dieses sind Kanons zum Scherzen und Lachen**
> **und nicht, um dazu kluge Worte zu machen.**
>
> **Leute, die glauben, sie müßten bekriteln**
> **das Scherzen und Lachen, die täuschen sich sehr.**
>
> **Dieses sind Kanons zum Scherzen und Lachen**
> **und nicht, um dazu kluge Worte zu machen.**

Der dritte Teil bringt die Kanons des weiteren 19. Jahrhunderts sowie des 20. bis in unsere Zeit; ein Anhang bringt „Deutsche Lieder, im Kanon zu singen". — Auch dieser Teil hat sein eigenes Gesicht. Da sind zunächst die Schubert, Schumann und Brahms, und dann die große Zahl der mündlich überlieferten Namenlosen: der nie versagende Marschkanon „Ich armes welsches Teufel", die fröhlichen „Trara"-Kanons, der endlos plätschernde „Johann Jakob Wendehals" und das triumphierende „Himmel und Erde müssen vergehn, aber die Musici bleiben bestehn". Im weiteren dann eine überaus interessante Sammlung alles dessen, was bis auf die neueste Zeit an Kanons entstanden ist, gewissermaßen eine Blütenlese moderner Musik. Eine Fülle von Namen — unter den Neuesten neben Armin Knab und Martin Schlensog Hermann Poppen, Hermann Grabner, Ludwig Weber, Walter Rein, Günther Ramin, um nur einige zu nennen — und eine Fülle von Verwendungen der alten Form des Kanons. Da finden wir gerade unter den Jüngsten wieder wie in alter Zeit den geistlichen Kanon; neben Texten aus den Knaben Wunderhorn, von Goethe, Hölderlin, Eichendorf, Novalis finden sich solche aus der Meßliturgie, von Luther, Angelus Silesius, Matthias Claudius, Carlo Philips, Richard Dehmel, Gustav Schüler u. A.

Ein solcher Abschluß ist für die ganze Sammlung bezeichnend. Er zeigt, daß das in den ersten beiden Teilen Gesammelte nicht totes Material ist, sondern daß es lebendige Anregung geworden ist. Dieser Abschluß ist der sichere Beweis dafür, daß allem Vorurteil entgegen die Form des Kanons eine musikalische Möglichkeit auch für unsere Zeit ist.

Zum Schluß mögen noch zwei Veröffentlichungen genannt werden, die hiermit im Zusammenhang stehen; beide bringen Kanons aus der klassischen Zeit des Gesellschaftskanons.

W. A. Mozart, Gesellige Gesänge. Für drei Singstimmen. Herausgegeben und eingeleitet von Bernhard Paumgartner. München, Drei Masken Verlag 1920. 86 S. 3 M.

Klassische Kanons. Haydn, Mozart, Beethoven. Wien, Wiener Philharmonischer Verlag. (Philharmonia-Lesezeichen 1. Serie Nr. 1—12.) 25 Pfg.

Das erste ist eines aus der Reihe der „Musikalischen Stundenbücher" und enthält sechs gefällige Terzetts und vier der schönsten Mozartschen Kanons. Die Terzette mit einer Klavierbegleitung, die diesen Liedern einen ebenso anmutigen Hintergrund gibt.

Mit dem Zweiten kann man Jedem, der an diesen Kanons Freude hat, das zierlichste und herzerfreundste Geschenk machen. Es sind nämlich zwölf Lesezeichen, von denen jedes auf der einen Seite einen Kanon, auf der andern — unverholen — eine Aufzählung die verschiedenen Philharmonieausgaben präsentiert. Das Ganze ist aber so geschmackvoll und nett, daß man nur lachen und — mitsingen kann.

Marburg Wilhelm Wolff

Eckart-Ratgeber

Es ist dem Rezensenten eine angenehme Pflicht, auf diesen nunmehr im zweiten Jahr erscheinenden Ratgeber*) hinzuweisen. Dem Theologen, erst recht aber dem sogenannten Laien, erging es noch bis vor Kurzem, wenn er eine Ausfahrt auf das wogende Meer der sich um eine protestantische Geisteshaltung bemühenden Literatur versuchte, wie einem Ozeanfahrer, der ohne Kompaß den Weg über das große Wasser sucht. Dem Wagnis folgte die Einsicht in die Unzugänglichkeit seiner Hilfsmittel, und er gab es bald auf, froh, in die ihm vertrauten Gewässer seiner näheren und nächsten Heimat zurückkehren zu dürfen, ohne ernsthaften Schaden genommen zu haben. Und doch wollte der Wunsch nach einem zum mindesten ungefähren Überblick über die weitere Heimat nicht zur Ruhe kommen.

So ist der Gedanke, einen Ratgeber herauszubringen, der dieses Verlangen befriedigt, überaus glücklich. Gewiß, wir haben Versuche ähnlicher Art. Die Theologische Literaturzeitung gibt alljährlich äußerst gewissenhafte Bibliographien wissenschaftlicher Art heraus, und die theologischen Fachzeitschriften haben manchen Überblick über Fachliteratur veröffentlicht, z. B. das Archiv für Religionswissenschaft mit dem Aufsatz Bultmanns über die neutestamentliche Literatur der letzten zehn Jahre. Aber der Leserkreis dieser Zeitschriften ist doch nur auf ein kleines wissenschaftliches Publikum beschränkt. So empfand man den Mangel eines Ratgebers für jeden nicht nur fachwissenschaftlich interessierten protestantischen Christen äußerst schmerzhaft.

*) **Eckart-Ratgeber.** Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart. Zweites Jahr, 1927. Berlin, Eckart Verlag. 323 S. 4 M. — Vgl. auch CW 1926 Nr. 8.

Da kommt nun dieser Ratgeber, aus der Zeitschrift Eckart, Blätter für evangelische Geisteskultur, organisch herausgewachsen, zur rechten Zeit. Jedem nicht traditionell gebundenen Protestanten, der einen „Zug ins Land" ersehnte, jedem Pfarrer, der keine Zeit und Kraft fand, die theologische, philosophische oder auch praktisch-kirchliche Diskussion zu verfolgen, jedem Jugendbildner, der nach geeigneter Literatur einschließlich Bühnenkunst und Laienspiele wie Sportbewegung und Musik für die ihm anvertraute Jugend suchte, aber auch jedem Wissenschaftler, der sein eigenes Fach und dessen Grenzgebiete noch einmal überschauen möchte, kurzum, Jedermann ist hier die Möglichkeit gegeben, sich schnell und, soweit es in einem Ratgeber geschehen kann, gründlich zu orientieren. Es ist wirklich das Nachschlagewerk für Jedermann, Wegweiser für Jedermann, der Lust zum Wandern hat — dabei Sicherheit im Urteil, soweit sie heute schon möglich ist, verbindend mit Toleranz und Weitherzigkeit, und so den Leser nicht bevormundend, sondern ihm die Entscheidung, welchen Weg er einzuschlagen habe, überlassend. Und trotz dieses universalen Charakters kein Kompendium und Lexikon, sondern handlich und — was mehr wert ist — mit Glut und Wärme geschrieben.

Da erst zum zweiten Male erschienen, hat das Buch zwar noch nicht ganz den status der Gleichzeitigkeit erreicht, sondern holt immer noch hier und da nach, immerhin längst nicht mehr in solcher Ausdehnung wie der Ratgeber von 1926.

Um dem Leser einen Eindruck von der Fülle des Verarbeiteten zu geben, seien getreulich die Abteilungen genannt, deren jede mit kurzen zusammenfassenden Einleitungen eröffnet werden: Weltanschauung und Geistesbildung, Philosophie, Religionen des Ostens, Um die Bibel, Glaubenslehre, Dienst am Wort (Predigt und Andacht), Um Jesus, Um Luther, Geschichte der Kirche, Um die Gestalt der Kirche, Weltmission, Seelenleben, Erziehung, Jugendbewegung und Jugendführung, Frau und Familie, Wirtschaft und Gesellschaft, Deutsche Heimat, Geschichte, Kulturgeschichte, Literaturwissenschaft, das Gedicht, die Erzählung, das Schauspiel, das Laienspiel, die Bühne, Musik, Bildende Kunst, Naturkunde, Reisen und fremde Völker, der Film, Sport und Körperpflege. Von den Mitarbeitern seien wenigstens einige genannt: Gustav Kochheim, Siegfried von der Trenck, Erich Ohagen, Karl Reser, Ernst Pätzold, Georg Schulz, Karl Bernhard Ritter, Siegfried Knak, Hans Christoph Kaergel, Ernst Borkowsky, Heinrich Spiero, Otto Bruder, Harald Braun, Friedrich Bartsch, Wilhelm Treblin, Johannes Günther, Martin Kobelt.

Sollte die Idee des Ratgebers keinem Widerspruch, sondern nur ungeteiltem Beifall begegnen, so kann man freilich dasselbe nicht immer von den einzelnen Beiträgen sagen. Neben ausgezeichneten Arbeiten finden sich doch auch solche, bei denen man Einiges auszusetzen hat. Aber dieser Mangel wird sich sicherlich mit der Zeit abstellen lassen.

Im Ganzen kann man die Verantwortlichen nur beglückwünschen zu ihrem Werk und von Herzen wünschen, daß es vorurteilsloses Organ in Allem bleibe und das Echo in der Protestantenwelt finde, das es verdient.

Hartford Hans Schimmelpfeng

Bücher und Schriften

Die Augsburgische Konfession. Im deutschen und lateinischen Text, mit Erklärung des Inhalts und Beifügung der Hauptquellen. Von H. H. Wendt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1927. 156 S. 4.50, geb. 6 M.

Sehr gern bringe ich dieses kleine Buch hier zur Anzeige. Ich kann es wirklich rundum empfehlen, Theologen und Nichttheologen, allen Evangelischen. Wendt hat eine besondere Gabe schlichter, klarer Darstellung, in glücklicher Heraushebung des Wesentlichen. Er blickt schon hinaus auf 1930. Wer, wie er, auf den 70. Geburtstag in diesem Jahre schon zum vierten Male mit weiterem Geburtstage zurückblicken wird, so Gott will, hat Recht, wenn es ihm am Herzen liegt zu einem großen Erinnerungstage, der am Horizonte auftaucht, ein feierndes, aufweckendes Wort zu sagen, das zu tun, solange er sich noch frisch, arbeitsfähig, geistig beweglich genug fühlt. Wenn wir Alten uns noch zum Worte melden, so haben wir uns zu fragen, ob wir das noch dürfen. Wir dürfen es nur, wenn wir nicht in oder Bangigkeit sind, daß das überholt werden möchte, was wir zu „unserer" Zeit (sie liegt dahinten) vertreten haben, sondern in ruhiger Zuversicht zu unserer Sache glauben weiter mitarbeiten zu sollen. Ob wir das auch können, müssen wir, wie ehemals als wir es ja zweifellos „sollten", berufener Kritik anheim geben. Berufen zu solcher Kritik ist ja nicht ohne Weiteres, gar etwa allein, die „Jugend", aber sie doch jedenfalls mit und, wie ich meine, ohne „Schonung" üben zu sollen; liefert der Alte mangelhaftes Zeug, so mag gegebenenfalls ruhig auch ein Junger ihm zum Bewußtsein bringen, daß er nicht mehr fähig sei, mitzuarbeiten, also schweigen „solle". Ich glaube in keiner Weise bange sein zu brauchen, daß ein Junger mir, der ich noch älter bin als Wendt, widersprechen wird, wenn ich meinerseits Wendts „Arbeit" im obenbezeichneten, schon äußerlich, in seiner Schmuckheit sich „empfehlenden" Buche, das Zeugnis gebe, daß sie in vollbeachtlicher Weise den Auftakt bilde zu einer aller Vermutung nach kommenden vielseitigen Literatur über den Reichstag zu Augsburg 1530 und das evangelische Grundbekenntnis, das auf ihm der Umwelt und Nachwelt dargeboten worden.

Das Buch hat drei Teile. Zunächst eine „Einleitung". In ihr spricht Wendt zunächst über die Aufgabe des geschichtlichen Verständnisses der Augsburgischen Konfession. Ganz kurz macht er da nur eigens darauf aufmerksam, daß diese Konfession natürlich an ihrem Moment, an der Situation von 1530, auch eine Schranke habe. Wir dürfen ihre Bedeutung, ihren Dauerwert, uns nicht vorstellen, als ob sie „vollkommen" sei. Es gehört zur Signatur dessen, was Wendt bietet, daß er immer wieder, in ruhiger Gehaltenheit, was Melanchthon geschaffen hat, nicht nur „preist", sondern auch in seiner Zeithaftigkeit aufweist, nirgends aufdringliche Propaganda für das Ganze, gar das Einzelne daran macht, eben dadurch dem Leser die Willigkeit weckt, es in seiner zweifellosen Bedeutsamkeit, ja Größe, auf sich wirken zu lassen. In einem zweiten kurzen Kapitel (S. 8—14) spricht Wendt von der „Entstehung der Augsburgischen Konfession", in einem dritten (S. 14—16) dann über den „Text". (Er ist ja ein doppelter, ein deutscher — das ist der in Augsburg vor dem Kaiser verlesene — und ein lateinischer: beide wurden dem Kaiser „überreicht", beide Urexemplare sind verschwunden, wahrscheinlich absichtlich in Rom bzw. in Spanien vernichtet; doch sind wir nach sehr sorgsamen neueren Arbeiten so gut wie sicher, daß sie noch fast bis aufs Wort festzustellen sind!) In einem vierten Kapitel (S. 16—18) bespricht Wendt dann den „Mangel einer Glaubenslehre". Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß Melanchthon es unterlasse (mit Willen? oder in einer gewissen Achtlosigkeit?), sich eigens über die Stellung der Protestanten zur Bibel und Dogmentradition auszusprechen. Irre ich nicht, so ist Wendt der Erste, der einem Befremden darüber Ausdruck gibt. Es kann wirklich befremden. Vielleicht hätte er hier im positiven Sinne — von Luther her — Ergänzendes in genauerem Eingehen auf rechte „evangelische" Auffassung, reichlicher als er tut, bieten mögen.

Den eigentlichen Hauptstock des Buchs bildet Teil II: „Text der Augsburgischen Konfession miterklärenden Zusätzen" (S. 19—136). Was Wendt als knappen Kommentar zu jedem der achtundzwanzig Artikel des Bekenntnisses gewährt, will in erster Linie gewürdigt sein im Blick auf den weiteren Leserkreis, an den er sich wendet. Der fachmäßige Forscher weiß, wieviele Klippen in den einzelnen Sätzen, oft schon in der Auswahl der Stichworte, verborgen sind. Am Texte der Augustana ist geschliffen worden, bis zum letzten Augenblick seiner Übergabe an den Kaiser. Ja Melanchthon hat bekanntlich gemeint, ihn auch hernach noch weiterschleifen, gelegentlich geradezu sachlich abändern zu dürfen. Nur wer ganz sattelfest ist in Hinsicht der Bedeutung der maßgebenden Ausdrücke, der Entwicklung des Streites, der zum Teil um sie und ihren Sinn geführt worden, kann kurz und richtig als Ausleger feststellen, was Melanchthon in der Augustana über den „Glauben" und die kirchliche Absicht der Protestanten niedergelegt hat. Mannigfach sind noch Zweifel möglich und hat die gelehrte Untersuchung immer noch schwierige Aufgaben vor sich. Wendt zeigt, daß er durchaus in der Literatur über das Bekenntnis heimisch ist. So dürfen „weitere Kreise" ihm ruhig trauen. Ich möchte das kleine Buch ganz besonders auch Studenten empfehlen. Ob es das Heft von Vorlesungen darstellt, die Wendt gehalten hat, weiß ich nicht. Studenten speziell wird es sehr willkommen sein, daß Wendt zum Teil auch als Dogmatiker und Ethiker redet, d. h. die Tragweite der Formulierungen Melanchthons für moderne theologische Fragstellung beleuchtet. Zu Art. XVIII „Vom freien Willen" hat Wendt einen „Exkurs über die menschliche Willensfreiheit im Verhältnis zur göttlichen Gnade" (S. 71—80) eingefügt, bei dem ich fast fragen möchte, ob er nicht zu ausführlich sei.

Unter III, „Beilagen", S. 137—156, gibt Wendt die Texte der „Quellen", auf Grund deren Melanchthon die Konfession ausgearbeitet („redigiert") hat, nämlich 1. die Schwabacher Artikel, S. 137—141; 2. die Marburger Artikel, S. 141—143; 3. die Torgauer Artikel, S. 143—156. Angesichts dieser Beilagen, die an sich wir sehr willkommen heißen müssen, ist mir der Wunsch entstanden, daß Wendt bei einer (wie ich hoffe, bald notwendigen) zweiten Auflage, zur Einführung in das Verständnis verworrener Verhältnisse unter den Evangelischen in der Zeit zwischen dem Speierer und dem Augsburger Reichstag, eine Darstellung der mehr oder weniger gegensätzlichen Bestrebungen des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten Johann von Sachsen gebe. Die Forschungen v. Schuberts (die Wendt keineswegs übersehen, nur, meine ich, noch nicht so für sein Buch ausgenützt hat, wie willkommen wäre) sind dafür überaus fruchtbar gewesen und schaffen einem erst ein richtiges Bild der Lage der Dinge in Augsburg. Unter den Evangelischen selbst ging eigentlich alles um die Stellung zu Zwingli, um politische Klugheit oder (wie mans ansah) Bekennermut hinsichtlich des Abendmahls. Man muß die Wechselfälle in den Beziehungen der Protestanten unter sich in dem Jahre 1529/1530 vor Augen haben, um sich für die „Beilagen", die Wendt in III bietet, voll und richtig interessieren zu können. Sie bedeuten historisch erheblich mehr, als daß sie den „Text" der Augustana beleuchten.

Wendt notiert für den „Text" der Augustana „W. Gußmann, Eine neue Augustana-Handschrift in: Theol. Literaturblatt 1925,

Nr. 19"; er hätte dazu doch auch bemerken müssen, was Joh. Ficker in der CW 1925, Nr. 46/47 zur Beurteilung dieses Fundes beibringt. Gußmann ist hochverdient um die Augustanaforschung, aber der Text, den er in der Scheurlschen Sammlung von Handschriften (die im Germanischen Museum zu Nürnberg deponiert ist) entdeckte, hat keineswegs die Bedeutung, die er ihm beimaß. Ferdinand Kattenbusch

Vom wahren Wesen und religiösen Wert des Kulturprotestantismus. Von Wilhelm Schubring, Pfarrer in Berlin, Generalsekretär des Deutschen Protestantenvereins. Berlin, Hutten-Verlag. 37 S. 1 M.

Schubring stellt drei Arten christlicher Frömmigkeit nebeneinander: eine pessimistisch-eschatologische (man hält die Welt für so schlecht, daß nur ein gewaltiges Eingreifen Gottes sie bessern kann); eine optimistisch-aktive (man glaubt, die Welt könne und solle besser werden, und wir sollten daran mitarbeiten, daß sie besser werde); zwischen beiden steht eine nach innen gerichtete Frömmigkeit: kann auch die Welt nicht besser werden, so sollen doch wir Menschen besser werden, und Gott vollendet nach unserem Tode, was in uns angefangen ist. Mag der erste Typus am reinsten im Urchristentum, der zweite im Calvinismus, der dritte im Luthertum da sein, in aller gesunden christlichen Frömmigkeit sind doch alle drei Motive verbunden; so auch in dem, was man Kulturprotestantismus nennt. Wenn in Äußerer und Innerer Mission und in ihm (also nicht etwa in ihm allein) das aktive Element überwog, so kann jetzt das eschatologische stärker werden; aber zu behaupten, das sei wirklich der Fall, wäre im Blick auf Stockholm kühn. In jedem Falle hat der aktive Typus sein Recht; Arbeit für Gottes Sache und Kulturarbeit sind dasselbe. Nur ist Kultur nicht Zivilisation, und all unser Tun bleibt Stückwerk; auch gehört das Übel, das von der Kulturarbeit bekämpft wird, innerlich betrachtet zu Gottes Erziehungsplan. Wenn heute Scheidung von Religion und Kultur gefordert wird, als wären weite Kreise des Protestantismus kulturselig gewesen, so ist nicht zu vergessen, wie sehr z. B. alle Evangelisch-Sozialen schon vor dem Kriege Kritik an der Kultur übten; anderseits wird Gottes Offenbarung von uns nur in bestimmten Formen der Kultur aufgenommen. Die von der Kultur unberührte Natur steht Gott nicht näher als die Kultur. Gegenüber der Mode, im Namen der Religion von der Kultur verächtlich zu reden, mag Schubrings ebenso anschauliche wie besonnene Darlegung vielen heilsam sein. Hermann Mulert

Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuches. Einschließlich des Jugendfürsorgerechtes. Von Dr. Heinrich Lehmann. Berlin und Leipzig, de Gruyter 1926. 352 S. 11, geb. 12,50 M.

In immer weiteren Kreisen des Volkes macht sich ein Bedürfnis nach Kenntnis des bürgerlichen Rechtes, vor allem des Familienrechtes bemerkbar. Zu einem guten Teile kann es durch das vorliegende Buch befriedigt werden, da es allgemein verständlich geschrieben ist, so daß es nicht nur auf Fachleute, sondern auf Gebildete aller Kreise als Leser rechnen kann. Nach einer Einleitung, der es vor allem auf die Herausarbeitung der treibenden Kräfte und leitenden Gedanken im Familienrecht zu tun ist, werden systematisch seine einzelnen Abschnitte behandelt. Angenehm berührt dabei die knappe, übersichtliche und klare Art der Darstellung. Bezüglich der religiösen Kindererziehung wäre jedoch eine etwas ausführliche Behandlung wünschenswert gewesen, während man sonst gerade die Abschnitte über das Jugendfürsorgerecht auch bei kleinen Abweichungen im Einzelnen, gelegentlich auch im Grundsätzlichen (so z. B. beim Recht der Unehelichen) mit großer Freude liest. Ulrich Altmann

Kleiner Ratgeber für die Mitarbeit in der Jugendfürsorge. Herausgegeben von P. Dr. Stahl. Berlin-Dahlem, Wichern-Verlag 1926. Jedes Heft 30 Pfg.

Heft 1: Stahl, Willst du helfen?

Heft 2: Schlegtendal, Fürsorgeerziehung.

Beide Hefte sind aus der Praxis herausgewachsen und eignen sich gut zur Anleitung derer, die in der Jugendfürsorge helfen wollen. Namentlich das zweite Heft verdient Beachtung, weil es gut und fesselnd in ein Gebiet der Fürsorge einführt, das besonders unter Mißverständnis und Mißtrauen zu leiden hat.

Ulrich Altmann

Augustusburger Pfingsttagung

9.—11. Juni

Was gab der diesjährigen Tagung das Gepräge? Äußerlich angesehen, daß sie sich, um für Meißen Kräfte zu sparen, in engerem Rahmen hielt: kein Gottesdienst, kein Mysteriumspiel. Dafür ausgiebige Gelegenheit zur Gemeinschaftspflege. Innerlich angesehen, daß die drei Vorträge, die im Mittelpunkt standen, in ihrer Zielsetzung eine eindrucksvolle Geschlossenheit aufwiesen. Die beiden Lichtbildvorführungen aus dem Gebiet der religiösen Kunst (Pfarrer Dr. Reil: Der Kruzifix in der mittelalterlichen Kunst, und D. Mensing: Rembrandts Frömmigkeit) seien daher hier nur im Vorübergehen erwähnt.

Der erste Vortrag, von D. Mensing, dem Vorsitzenden des sächsischen Bundes für Gegenwartchristentum gehalten, ging auf die Frage: „Frömmigkeit und Glaube" ein. Was uns Frömmigkeit ist, findet man nicht auf dem Weg der Religionsvergleichung oder der ausschließlichen Konzentration auf Christus, sondern in der Besinnung auf das eigene Seelenleben. Rudolf Otto leistet uns in dieser Hinsicht wertvolle Dienste: das Faszinose und Numinose, oder wie Uhland beides zusammenfaßt: „süßes Grauen". Beide Momente beobachten wir an den Großen der Religion, aber auch an uns. Weiter führt uns Schleiermacher, der uns die Frömmigkeit als die Kraft aufzeigt, die beständig da ist. Wie wir ständig auf das Universum wirken (Denken, Phantasie, sittliches Tun), so wirkt das Universum auf uns. Wo wir spüren, daß das Universum als Ganzes uns berührt, da regt sich Frömmigkeit. Diese muß sich aber im Glauben vollenden. Unser Inneres verlangt nach einer unbedingten Gewißheit. Sonst versinken wir mit unserem Denken, unserer Phantasie, unserem Gefühlsleben, unserem sittlichen Tun in den Fragwürdigkeiten des Daseins. Früher rettete sich die Menschheit in den Kultus. Die Gemeinschaft trug den Einzelnen. Das ist nicht erst seit Luther, sondern seit Christus dahin (W. Wundt). Johannesevangelium, aber auch Bergpredigt zeigen: der tragende Grund unseres Seelenlebens ist allein der Glaube. Von ihm aus muß die Welt der Gefühle geheiligt werden.

Ein zweiter Vortrag, den Pfarrer Dr. Müller von Ziegra übernommen hatte, führte in die „Heiligung des Alltags" ein. Der heutige Mensch hat nur Sinn für das Gegenständliche; von hier aus sucht er den Alltag zu überwinden. Aber alles Gegenständliche ist todverfallen. Nur durch das Einbrechen einer überweltlichen Kraft in die irdische Wirklichkeit kann das Alltagsproblem gelöst werden. Nur von der Überwelt aus kann man sein Leben in dieser Welt behaupten: Jesu Tod; Erscheinungen des Auferstandenen. Daraus ergibt sich als erste Folgerung: der Alltag muß unter dem Gesichtspunkt Gottes, also radikal entwertet werden (Gespenst der Sorge, von dem heute die Welt erfüllt ist). Zugleich müssen die tiefsten Kräfte im Menschen (die Liebe) geweckt werden. Endlich muß alle irdische Wirklichkeit Ausdruck für die Realität Gottes werden. Das führt zu einer unerbittlichen Auseinandersetzung mit dem Geist der Zeit, der eine Vergötzung der gegenständlichen Welt bedeutet (Technik, Mode, Heilkunde usw.). Alles muß unter die Buße, die Verantwortung vor Gott gestellt werden.

Am dritten Tage stellte uns Professor Dr. Liebe aus Freiberg vor die Frage: „Was ist der Mensch?" Die Zentralfrage, auf die auch Kant hingewiesen, ohne uns zu einer erschöpfenden Antwort verholfen zu haben. Auf drei Wegen suchte man ihr beizukommen, auf dem Weg der Mythologie (Ursagen), der rationalen Erkenntnis, die Kant in ihre Schranken gewiesen hat, und der Offenbarung, in dem Sinn, daß wir es uns mehr oder weniger äußerlich von Gott sagen lassen wollen, was es um den Menschen ist. Diese Wege führen nicht zum Ziel. Trotzdem brennt die Frage, weil hinter ihr der ungeheure Lebenstrieb (die Vitalität) steht. Um zur Klarheit zu kommen, ist Dreierlei nötig. Erstens entschlossener Verzicht auf alle Mythologie und Phantasie, auch wenn sie die Bibel benützt. Das ergibt sonst Kunstbauten, die nicht Stand halten. Zweitens: den Weg der Erkenntnis mit peinlicher Genauigkeit bis zu Ende gehen. Wieviel neue Erkenntnisse hat uns die Urgeschichtsforschung, die Tierpsychologie (Instinkt und Vernunft), die Logik (unterlogisches, logisches und überlogisches Denken, Intuition, Genie) und die Ethik (Vitalität im tiefsten und höchsten Sinn) geschenkt! Am höchsten führt uns Jesus, Paulus, Johannesevangelium (Leben und Licht). So ergeben sich folgende Ausblicke: Wo steht heute der Mensch? Mancherlei deutet darauf hin, daß wir an einer Wende der Zeiten stehen: die Zerrissenheit unserer Kulturverhältnisse, die unerträglichen Spannungen in unseren sozialen Beziehungen, der Zerfall der Vorhofsweltanschauungen und Kunstreligionen. Welches ist unsere Aufgabe? Persönlichkeitskultur, Kunst des Gemeinschaftslebens, Bildung vertiefter Weltanschauung. Welches das Endziel? Nicht der juristische Gott (Gott des Gerichtes), sondern der Gott des Lebens.

Chemnitz Martin Eger

Freizeit des Deutschen Bundes enthaltsamer Pfarrer

in Herrnhut vom 7.—10. Juni

Gelegentlich des Internationalen Kongresses gegen den Alkoholismus in Bremen 1903 schlossen sich die dort anwesenden abstinenten evangelischen Geistlichen nach dem Vorgang der abstinenten Ärzte und Lehrer zu einem „Verein abstinenter Pastoren" zusammen, der es sich zur Aufgabe machte, die in den verschiedenen Abstinenzorganisationen (Blaues Kreuz, Guttemplerorden, Alkoholgegnerbund) arbeitenden Pfarrer zu sammeln, in der Pfarrerschaft für alkoholfreie Lebensführung zu werben und die Alkoholfrage nach ihrer religiös-ethischen Seite durchzuarbeiten. Der Verein wuchs anfangs sehr langsam; erst seitdem er sich 1906 nach den verschiedenen Landes- und Provinzialkirchen in Landesgruppen gegliedert hatte, setzte ein rascheres Wachstum ein, so daß er beim Ausbruch des Krieges etwa 1000 Mitglieder zählte. Nach einem vorübergehenden Rückgang infolge des Krieges stieg die Mitgliederzahl auf 1600; dann trat wieder ein Stillstand und teilweise Rückgang ein, dessen Ursachen nicht zu ermitteln waren. Vielleicht spricht dabei die andersartige dem Ethischen abgewandte und für das Liturgische interessierte Einstellung der jüngeren Theologen mit. Es schien daher geraten, die der Organisation — seit 1916 nennt sie sich „Deutscher Bund enthaltsamer Pfarrer" —

zur Verfügung stehenden Mittel zur Veranstaltung einer Freizeit zu verwenden, um besonders jüngeren Mitgliedern Gelegenheit zu geben, sich über die Motive und Aufgaben des evangelischen Pfarrers im Kampf gegen den Alkoholismus zu besinnen.

Dank einer freundlichen Fügung bot sich als Tagungsort dafür Herrnhut an. Es gab durch seine lebendigen Erinnerungen an die großen Leistungen, die eine kleine Gemeinschaft überzeugter Jesusjünger in der Kraft ihres Glaubens vollbringen konnte, wie durch den Geist dienender Bruderliebe, der sie noch heute beseelt, die rechte Atmosphäre für die Verhandlungen des auf 45 Teilnehmer beschränkten Kreises. Sie wurden am Pfingstdienstag eröffnet durch eine Begrüßungsversammlung, in deren Mittelpunkt ein geschichtlicher Vortrag von dem Göttinger Kirchenhistoriker Lic. K. D. Schmidt stand über die Bedeutung des Pietismus für den Kampf gegen den Alkoholismus. Dieser wird, erweitert, in der Schriftenreihe „Die Alkoholfrage in der Religion" (herausgegeben von Rolffs und Hans Schmidt, Berlin, Neulandverlag) erscheinen und dürfte insbesondere wegen der Beleuchtung, die das Verhältnis von Glauben und Sittlichkeit bei der verschiedenen Haltung der Orthodoxie und des Pietismus gegenüber Trunkenheit und Trunksucht erfuhr, über die Kreise der Alkoholgegner hinaus Interesse finden. Die Arbeit am Mittwoch wurde eingeleitet durch eine Andacht von Bischof Jensen über den Lehrtext des Tages Joh. 10, 12, der die Verantwortlichkeit des Hirten für seine Herde im Unterschied von dem Mietling dem Gewissen einprägt. Dann berichtete der Leiter der Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus Dr. Kraut aus Berlin mit souveräner Beherrschung des gesamten Materials über den gegenwärtigen Stand des Kampfes in der ganzen Kulturwelt; er kam dabei zu dem Ergebnis, daß die Alkoholfrage auch durch die Prohibition in den Vereinigten Staaten und in Finnland noch nicht gelöst sei, daß indes diese Länder mit ihrem Alkoholverbot gegenüber allen anderen Kulturvölkern einen gewaltigen Schritt vorwärts getan hätten, den zurückzutun keinerlei Veranlassung und Aussicht bestünde. Den zweiten Vortrag hielt der Unterzeichnete über den Wandel der evangelischen Abstinenzmotive, wobei er auf die Wurzeln evangelischer Sittlichkeit in Luthers Rechtfertigungserlebnis zurückging und nachzuweisen suchte, wie daraus die rettende Liebe zu den Alkoholkranken entspringt, wie diese sich in die bewahrende Liebe zur Jugend umsetzt und damit notwendig in den Kampf gegen die Trinksitte eintritt, wie derselbe sich schließlich gegen das Alkoholkapital richten muß und demgemäß politische Formen und Methoden annimmt*). Um den letzteren Vortrag drehte sich vorwiegend die durch ein kurzes Korreferat des Schweizer Pfarrers Kobe aus Lohn bei Schaffhausen eingeleitete Aussprache, die am Nachmittag ihre Fortsetzung fand. Der Tag wurde beschlossen mit einem von den Gastgebern veranstalteten Vortragsabend, wobei Pfarrer Reichel in kurzen Strichen ein lebendiges Bild der Brüdergemeine in ihrer geschichtlichen Entwicklung zeichnete und Missionsdirektor Baudert die Zuhörer an Hand ausgezeichneter Lichtbilder über ihre Missionsgebiete führte.

Den zweiten Arbeitstag leitete Dozent D. Steinmann durch eine Andacht über Phil. 4, 8 f. ein. Die Vorträge von Pfarrer von Wicht und von Pfarrer Seyferth, dem Dezernenten des Zentralausschusses für Innere Mission für die Alkoholfrage, behandelten Organisationsprobleme. v. Wicht zeichnete die Entwicklung einer evangelischen Antialkoholfront, wie sie durch das Vorgehen von katholischer Seite bedingt ist, während Seyferth die Aufgaben der abstinenten Pfarrer in der Trinkerfürsorge, der Jugendpflege und den Frauenvereinen umschrieb. Den Abschluß dieses Tages bildete ein öffentlicher Familienabend, bei dem gütige Frauenhände aus der Gemeinde die den Chorsaal der Brüder bis auf den letzten Platz füllenden Gäste mit Tee bewirteten, während — abgesehen von den musikalischen Gaben, die ein vortreffliches Streichquartett bot — der geistige Gehalt des Abends durch einen Vortrag von Professor Hans Schmidt aus Gießen bestritten wurde, der die Alkoholnot als ein Teilgebiet der sozialen Frage behandelte und die ganze Größe der Aufgabe den Versammelten vor Augen führte, so daß der Abschluß auch zugleich den Höhepunkt der ganzen Freizeit bildete.

Osnabrück Ernst Rolffs

*) Der Vortrag ist gedruckt in der Juli-Nummer des „Christlichen Abstinenten". Herausgeber Dr. Melle, Frankfurt a. M., Einheimerlandstraße 180.

Ein neuer Beruf

Junge Akademiker aller Fakultäten seien auf den Fürsorgerberuf aufmerksam gemacht. Der Freistaat Sachsen stellt für die sittliche und soziale Hebung Gefangener und Entlassener staatliche Fürsorger in den Gruppen X und XI an. Eine Stelle ist auch in XII vorhanden. Bewerbungen sind an das Ministerium der Justiz zu richten. Voraussetzung ist eine abgeschlossene Universitätsbildung. Nach einer Probe- und Einrichtungszeit, gegebenenfalls mit wissenschaftlichen Fachkursen, ist eine Prüfung vor dem Ministerium abzulegen. Die Tätigkeit besteht in Seelenführung und Wohlfahrtsarbeit. Sie erfordert den ganzen Menschen, ist schwer, aber hochbefriedigend. Näheres siehe Monatsschrift für Kriminalpsychologie Mai 1927.

Zwickau Karl Grohmann

Was ein Missionsarzt in China erlebt

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein (Ostasien-Mission) hat in der großen Stadt Tsiningchow im Inneren Chinas eine neue Station eröffnet. Missionsarzt Dr. Ellermeier schreibt:

Da die Zeiten hier recht unruhig sind und unser Missionsverein noch ganz unbekannt ist, nahmen wir von einer Feierlichkeit bei der Eröffnung Abstand, sondern begannen einfach mit zwei Wochen freier Behandlung, um erst einmal bekannt zu werden. Dadurch hatten wir natürlich gleich einen ziemlichen Zustrom an Kranken, der durch Glücksfälle begünstigt auch heute noch anhält, nachdem wir längst dazu übergegangen sind, uns die Selbstkosten an Verbandsstoffen und Medikamenten ersetzen zu lassen. Das tun auch alle anderen Missionshospitäler, denn sonst schätzt der Chinese die erhaltene Medizin nicht, wirft sie weg oder verkauft sie weiter.

Während der Sprechstunden steht der Torwärter am Eingang, um die meist durch zahlreiche Familienmitglieder oder Freunde begleiteten Patienten ins Wartezimmer zu weisen. Das ist unbedingt nötig, sonst stürmen sie gleich in den Behandlungsraum, was doch recht störend wirkte. Hier im Wartezimmer sitzt ein Heilgehilfe, der die Eintragungen vornimmt und die Gebühren einzieht. — Dann kommt der Patient in der Reihenfolge, in der sie eingetragen wurden, einzeln zur Behandlung ins Sprechzimmer. Das scheint selbstverständlich, ist aber sehr schwer durchzuführen, da sich jedesmal, wenn ein Patient aus dem Sprechzimmer kommt, die ganze wartende Schar hineindrängen will. Da muß dann der Torwärter wieder für Ordnung sorgen. — Im Behandlungszimmer findet dann die Untersuchung und Behandlung statt. Wichtig ist dabei, daß wir selbst alle Verbände machen und die Medizin herstellen und abgeben.

Einige Beispiele zum Beweis der Schwierigkeiten unserer Arbeit. Unter der Diagnose „Cholera" wurde ich vor einigen Tagen in das Haus eines Nachbars gerufen. Wer die Diagnose stellte, weiß ich nicht. Wohl ein „Kollege", dem die Sache etwas ungemütlich geworden war, und der sich geschickt entfernt hatte. Ich fand eine schwerkranke Frau vor mit hohem Fieber und kaum fühlbarem Puls, die in einer Nacht angeblich 20 Stuhlentleerungen gehabt hat. Letztere Angabe war nicht zu kontrollieren, da später der Durchfall aufhörte. Die Patientin hatte den Stuhl der Einfachheit halber auf dem mit Ziegel schlecht gepflasterten Boden entleert. Das Zimmer war vielleicht 2 zu 4 Meter groß und war bei meiner Ankunft voller Menschen, die mit viel Gerede die arme Kranke bedauerten. Kinder spielten auf dem Boden. Man mag die Folgen gar nicht ausdenken, wenn es wirklich Cholera gewesen wäre. Es war aber zum guten Glück nur eine gründliche Darmverstimmung, denn nach zwei Einspritzungen von Kampfer und vorgeschriebener Diät, die ich überwachte, war die Geschichte in Ordnung. Es ist sicher schwer für einen Arzt, eine Chinesin zu behandeln, da allerlei Vorurteile zu überwinden sind. Aber einer Frau eine Spritze zu geben, ist das Schwierigste, was ich bis heute hier erlebte. Angst vor der Spritze ist selbstverständlich und mag erlaubt sein. Als ich aber für die Einspritzung eine bestimmte Körperstelle frei zu machen verlangte, wurde diesem Wunsch zwar Rechnung getragen, aber so, daß höchstens ein talergroßer Fleck entblößt wurde, so daß ich eben einspritzen konnte. Alles Andere war mit zahlreichen Decken sorglich verdeckt. So mag die ganze Sache recht harmlos klingen. Das Geschrei und die Umstände dieser Prozedur muß man aber gesehen und erlebt haben. Zu beschreiben sind sie nicht. Daß ich noch dazu die Reinigung des Zimmers anordnete, mag ein weiterer Grund dafür gewesen sein, daß man mich nicht mehr rief, sondern mir nur später mitteilte, die Frau sei genesen.

In der Krankenbehandlung verlangt der Chinese oft Unmögliches. Jahrelang bestehende Leiden sollen in kürzester Zeit geheilt sein, sonst hat er kein Vertrauen mehr. So kam kürzlich eine Frau, die seit mehr als einem Jahr eine Eiterung an einem Finger hatte, Tuberkulose. Sie war bitter enttäuscht, daß das Leiden nicht nach einem Verbande behoben war, trotzdem ich ihr vorher genau Bescheid gesagt hatte. Sie erschien auch wirklich nur noch zweimal und blieb dann weg. — Oft betrachten sie uns als Apotheke, in der man sich für alle Krankheiten Medizin kaufen kann, natürlich unter der Bedingung, daß man sein Geld zurückerhält, wenn die Krankheit doch nicht besser wird. Ob sie diese Gewohnheit von den Amerikanern haben, die selbst es ähnlich machen, weiß ich nicht. Wir wollen das nicht einführen und geben nie Medizin ohne Untersuchung ab. Wir kämen sonst auch zu leicht in den Verdacht des Geschäftemachens. Zudem wird da oft Unmögliches verlangt. So erschien kürzlich ein Mann, der für seine 300 Li (150 Kilometer) entfernt wohnende blinde Mutter Medizin kaufen wollte, unter der Bedingung, daß sie bestimmt wieder sehend würde. Als wir nur nach der Art des Leidens fragten, war er höchst erstaunt und zweifelte sicher an unserem Können, als wir seine Forderung nicht erfüllten. — Ähnliche unmögliche Forderungen werden oft gestellt. So brachten sie uns einmal ein sterbendes Kind an, das schon tot war, ehe wir es sahen. Sie waren erstaunt, daß wir nicht mehr helfen konnten, und zogen scheltend ab. Das war noch ein für uns recht günstiger Ausgang. Arme Leute lassen sonst die Leiche einfach liegen, für deren Beerdigung man dann sorgen muß. — Neulich brachten sie uns sogar ein schon mehrere Stunden totes

Kind: ob wir noch helfen könnten. Als wir dies verneinten, gab es erst ein großes Geschimpfe, endlich zogen sie friedlich und beruhigt ab.

Wenn wir die Gesamtheit unserer Patienten übersehen, können wir sie vielleicht in drei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe bilden die Haut- und Geschlechtskranken: eine Krankheit der mittleren und besseren Stände. Die Soldaten stellen eine große Zahl dieser Patienten. Ihre Behandlung ist sehr schwer durch die sehr hohen Preise der Mittel. — Die zweite Gruppe bilden die mit Tuberkulose Behafteten. Tuberkulose gibt es hier in allen nur denkbaren Formen. Ihre weite Verbreitung ist ohne Zweifel eine Folge des Schmutzes, in dem die meisten Patienten zu Hause leben. Da Wandel zu schaffen, scheint unmöglich. Das wäre aber eine Grundbedingung für jede erfolgreiche Behandlung. Dann erfordert die Behandlung auch unendliche Geduld, die der Chinese aber einfach nicht hat. — Neben diesen beiden Hauptgruppen gehören in die dritte Gruppe, die alle anderen Krankheiten umfassen soll, höchstens 10 % aller vorkommenden Krankheiten. Ihre Behandlung ist recht dankbar und viel leichter als zu Hause, da die Chinesen sicher eine bessere Heilhaut haben als wir verwöhnten Europäer. Eiterungen an Finger und Händen heilen sehr schnell. Natürlich kommen diese Krankheiten fast alle in einem veralteten Zustand zu uns, wenn alle anderen Mittel versagt haben.

Mit unseren Operationen haben wir bis heute Glück gehabt. So kommen viele Leute direkt mit der Forderung einer Operation. Aussichtslose Fälle weisen wir einfach ab. Das hat uns eher genützt als geschadet. Meist wollen die Patienten nur noch einmal beschienigt haben, daß wirklich nichts mehr zu machen ist. Deshalb nehmen sie Abweisung nicht übel, sondern ziehen ganz befriedigt von dannen. Die Angehörigen haben ihr „Gesicht gewahrt", indem sie als letzte Zuflucht noch den fremden Arzt um Rat fragen. Das ist ein sehr wesentlicher Gesichtspunkt und beruhigt den Kranken sehr. — Bettler dagegen wollen durchaus mögliche einfache Operationen nicht vornehmen lassen, da sie damit ihre Erwerbsquellen verlieren würden. — Als Erstes operierten wir gleich am zweiten Tag einer armen Wasserverkäuferin ein seit 20 Jahren bestehendes Halsgeschwulst. Die Heilung verlief ohne jede Störung. Die Patientin ist sehr dankbar, besucht uns oft und hat schon manchen neuen Patienten zu uns geschickt.

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein bittet um Unterstützung seiner Arbeit an dem furchtbaren Kranken-Elend in China: Berlin W 57, Pallasstraße 8/9, Postscheckkonto Berlin Nr. 6457. Die Not ist riesengroß.

Wöchentliche Chronik

Der Entwurf eines Reichsschulgesetzes ist erschienen.

In Sachen des Dortmunder Schulstreiks hat das Reichsgericht für den Kultusminister entschieden.

Der neue Entwurf eines Reichsschulgesetzes behandelt die drei Schularten als gleichberechtigt. Das Gesetz ist ein Rahmengesetz und verzichtet auf Einzelbestimmungen.

Auf einem Parteitag des sächsischen Zentrums in Dresden am 11. Juni 1927 teilte — laut Bayerischem Kurier Nr. 169 — Generalsekretär Dr. Bockel-Berlin in einem Referat über die politische Lage mit: „daß man mit dem Abschluß eines Konkordats in Preußen vielleicht noch in diesem Jahre rechnen könne." DEK

Der Deutsche Lehrerverein hat auf seiner Pfingsttagung in Düsseldorf folgende Entschließung angenommen: „Der DLV spricht sich mit aller Entschiedenheit dagegen aus, daß Konkordate oder Kirchenverträge abgeschlossen werden, in denen staatliche Bindungen bezüglich der Schule enthalten sind oder auch nur angedeutet werden. Mit der staatlichen Schulhoheit, ohne die die deutsche Volksschule ihre Kulturfragen nicht lösen kann, sind solche Konkordate und Kirchenverträge unvereinbar."

Der preußische Kirchensenat hat 200 000 Mark für Pfarrerssöhne bewilligt.

Die Deutschen Brüderhäuser zählten Mitte 1926 3445 Brüder, eine Zunahme um 347 gegen das Vorjahr.

Der Bund religiöser Sozialisten zählt jetzt 11 Landesverbände: Anhalt, Baden, Bayern, Hessen, Preußen, Pfalz, Sachsen, Thüringen, Rheinland, Westfalen, Württemberg.

Gegenüber einem im Reichstag eingebrachten Abänderungsantrag zu den bestehenden Bäckereischutzgesetzen, der die bisher bestehende Sonntagsruhe praktisch aufhebe, hat der Zentralverband der Nahrungs- und Genußmittelarbeiter Deutschlands in einer Hauptvorstandssitzung den Beschluß gefaßt, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um die Wiedereinführung der Sonntagsarbeit in den Bäckereien und Konditoreien zu verhindern. Der Verband fordert von allen politischen Parteien, insbesondere aber von denen, die auf dem Boden des Christentums stehen, daß sie auf ihre Abgeordneten im Reichstag einwirken, damit der Antrag abgelehnt wird. — Der Antrag ist mit 210 gegen 190 Stimmen abgelehnt worden.

Der Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen warnt dringend vor dem Kolonisationsunternehmen der größtenteils in englischen Händen befindlichen Eisenbahngesellschaften in Argentinien. Die Ländereien sind weder vermessen, noch weiß man, wo sie sich überhaupt befinden. Es muß abgewartet werden, ob der Plan überhaupt zur Ausführung kommt.

Pfarrer Schürmann, Direktor des Jugendbundes für entschiedenes Christentum, schreibt im Dezemberheft 1926 der „Jugendhilfe": „Ohne Zweifel ist das lange Frauenhaar ein göttlich gewollter Schmuck. ... Wird ein Mädchen mit Bubikopf für den Heiland gewonnen, dann müßte ihr zugemutet werden, falls sie in den Jugendbund aufgenommen zu werden wünscht, daß sie mit dem Eintritt solange wartet, bis die Haare einigermaßen wieder gewachsen sind." LL 25

Ein Berliner Pfarrer, der eine Doppeltrauung auf einem Luftfahrzeug vorgenommen hat, ist vom Oberkirchenrat bis auf Weiteres seines Amts enthoben worden.

Die Hamburgische Oberschulbehörde hat zu den Erhebungsbogen für die Reichsschulstatistik, die auch Angabe des konfessionellen Charakters der Schulen und der Zugehörigkeit von Schülern und Lehrern zu den verschiedenen Konfessionen fordern, verfügt: „Die Fragen nach den Konfessionen der Schüler und der Lehrer sind nicht zu beantworten." MtsblfevRel. 5/6

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche in Sachsen und andern Staaten hielt 9.—15. Juni ihre 49. Synode in Groß-Ösingen (Hannover). Pfarrer D. Nickel, Hamburg, referierte über „Kirche und Kirchengemeinschaft". Mit der diesjährigen Synode ist die neue Verfassung in Kraft getreten. Die Freikirche gliedert sich in vier Bezirke: 1. Sächsischer (Präses Pfarrer Reute, Crimmitschau); 2. Nördlicher (Pfarrer Petersen, Lichterfelde); 3. Südwestdeutscher (Pfarrer Eikmeier, Steeden); 4. Ostpreußischer (Pfarrer Hein, Insterburg). Zum Präses der Kirche wurde D. Nickel, Hamburg, wiedergewählt. 1928 halten die Bezirke Bezirkssynoden, 1929 findet wieder eine gemeinsame Synode statt, bei welcher D. Mezger, Professor der Theologischen Hochschule in Berlin-Zehlendorf, über die beiden Katechismen Luthers referieren wird. „Kirche und Kirchengemeinschaft" und die Geschäftsverhandlungen der Synode erscheinen im Verlag des Schriftenvereins, Zwickau.

Die neue Automobilrennbahn Nürnburgring wurde laut Andernacher Volksztg 138 von der katholischen Kirche mit einer Prozession und einem Gebet geweiht, in dem es heißt: „Wenn deine Diener schnell ihres Weges fahren, laß sie im Geleise deines Gesetzes bleiben, den Weg deiner Gebote laufen und glücklich im himmlischen Vaterlande ankommen." Weiter wird der Äthiopier als Beispiel angeführt, daß den Dienern des Herrn der Weg gezeigt werden möchte.

Der Fürstbischof von Breslau hat ein Verbot gegen die Teilnahme von Römischen Katholiken an der hochkirchlichen Bewegung erlassen.

Im Gebiet von Marienfelde bei Berlin wird ein zweites katholisches Dorf „Mariengarten" errichtet. DEK

In Deutschland sind 9 katholische Studentenseelsorger tätig, die sämtlich dem Jesuitenorden angehören, und zwar in Münster, München, Stuttgart, Tübingen, Göttingen, Hamburg, Hannover, Königsberg, Leipzig (Berlin zur Zeit unbesetzt).

„Der Staatszuschuß für die katholische Kirche in Bayern betrug 1926: 23 790 000 Mark, für die protestantische Kirche 8 344 330 Mark, für die Israeliten 60 000 Mark. Im Kultusetat für 1927 sind vorgesehen für die Zwecke der katholischen Kirche 22,6 Millionen, für die der evangelischen Kirchen rund 8,2 Millionen und für die Israeliten 60 000 Mark. Im ganzen für kirchliche Zwecke nahezu 31 Millionen Mark. Im Voranschlag für 1928 ist der gleiche Betrag angegeben. Außer diesen Zuschüssen bezahlte der Staat 1926 für klösterliche Lehrkräfte an Volksschulen, Stiftungen usw. 4 230 000 Mark, für Religionslehrer 545 000 Mark, für die philosophisch-theologischen Hochschulen 664 700 Mark. Im Jahre 1914 erhielten die Kirchen nur 12,5 Millionen Mark, also etwa ein Drittel des heutigen Betrages vom Staate. ... Zu diesen kaum erschwinglichen Staatszuschüssen kommen aber noch die Einnahmen aus der Diözesan- oder Landeskirchensteuer und der Ortskirchensteuer oder Kirchengemeindeumlagen, die oft eine Höhe von 10 bis 20 Prozent erreicht." — So die in Würzburg erscheinende Zeitung „Die freie deutsche Schule" 15. 6. 1927. Sie bemerkt dazu: „Die außerordentliche Erhöhung der Zuschüsse verdankt die römische Kirche dem Konkordat."

Nach „Magdeburger Zeitung" 238 haben bayrische Geistliche wiederholt Eheschließungen vorgenommen, ohne daß eine standesamtliche Trauung erfolgt war. Die bayrische Regierung hat die Staatsanwaltschaften angewiesen, in solchen Fällen von einer Anklageerhebung gegen die Geistlichen abzusehen; als eine solche infolge Anzeige von dritter Stelle nicht zu umgehen war, erfolgte am nächsten Tage die Begnadigung des Geistlichen.

Wie aus Nr. 8, 1927, des „Eucharistischen Völkerbundes" hervorgeht, besteht in Deutschland ein römisch-katholischer Unterstützungsverein für solche, die zum Katholizismus übertreten. Es ist der St. Ansgarverein in Ullstadt in Mittelfranken, der unter der Leitung einer Freifrau zu Franckenstein steht. Mit seinen Leistungen ist man allerdings nicht zufrieden. 1926 ist die Mitgliederzahl um 107 zurückgegangen. Die Einnahmen betrugen 1339,64 Mark, die Ausgaben 1298 Mark. Da-

von wurden 3 Männer, 15 Frauen und 1 Kind unterstützt. Im übrigen gibt das Blatt zu, daß auch sonst viel für Konvertiten geschieht. DEK

Der Besitz des russischen orthodoxen religiösen Vereins (Brastwo) in Deutschland war mangels der Rechtsfähigkeit des Vereins auf den Namen des russischen Propstes in Berlin eingetragen und von diesem in seinem Testament im Falle, daß bei seinem Tode der Verein noch keine Rechtsfähigkeit erlangt hätte, dem russischen Staate vermacht worden. Dieser Fall war beim Tode des Propstes eingetreten. Nun hat sich ein neuer Brastwo gebildet, die Rechtsfähigkeit erworben und beansprucht den Besitz, gleichzeitig aber tut das auch die Sowjetregierung als Rechtsnachfolger des damaligen russischen Staates. Das Kammergericht in Berlin hat für den Brastwo entschieden.

Der Führer der polnischen Nationalkirche Hodura veröffentlicht in dem Organ „Rola boza" eine Erklärung, daß er sämtliche Abzeichen der Bischofswürde ablegt, weil das Tragen dieser Zeichen ein Grund mehr zur Verfolgung der Bewegung durch die römisch-klerikalen Kreise sei. Er bittet seine Anhänger, ihm diese Insignien auch nicht auf sein Grab zu legen. PZ

Nachdem das ökumenische Patriarchat schon 1924 die Autokephalie der orthodoxen Kirche Polens anerkannt hatte, ist jetzt dem an ihrer Spitze stehenden „Metropoliten von Warschau und ganz Polen" der Titel „Seine Heiligkeit" verliehen, und er damit den Häuptern der anderen autokephalorthodoxen Schwesterkirchen gleichgestellt worden. Orthodoxia

In der Herzegowina ist eine von einem gewesenen römischen Priester getragene altkatholische Bewegung entstanden, die den römischen Katholizismus als eine ausländische Einrichtung bekämpft, der gegenüber die Unabhängigkeit von fremden Einflüssen zu erstreben sei.

Die Tschechisch-brüderische Kirche zählte 1926 5427 Übertritte, darunter 3973 aus der katholischen und 277 aus der Tschechoslowakischen Kirche; 1012 waren vorher konfessionslos. Die Austritte betrugen 1443, davon wurden 733 konfessionslos, 461 traten zur römischen und 99 zur Tschechoslowakischen Kirche über.

In Amerika hat der katholische Präsidentschaftskandidat Smith ein religiöses und politisches Glaubensbekenntnis veröffentlicht, das nach der „Schöneren Zukunft", Nr. 36 lautet: „Ich glaube in Gottesverehrung an die Lehre und die praktische Betätigung der römisch-katholischen Kirche. Ich halte aber meine Kirche nicht für befugt, sich um die Arbeit an der Konstitution der Vereinigten Staaten zu bemühen oder mit der Ausführung von Landesgesetzen. Ich glaube an eine vollkommene Gewissensfreiheit für alle Menschen und an die Gleichheit vor dem Gesetz für alle Kirchen, Sekten und Glaubensüberzeugungen, als ein Recht und nicht als eine Gunst. Ich glaube an eine vollkommene Trennung von Kirche und Staat und an die strikte Durchführung der grundsätzlichen Bestimmung, daß der Kongreß kein Gesetz machen soll in bezug auf eine Staatskirche oder ein Gesetz, das die freie Ausübung des Gottesdienstes einschränken könnte. Ich glaube, daß keine Kirche irgendwelche Befugnis besitzt, irgendein Dekret zu erlassen, das irgendwelche Gesetzeskraft besitzt, außer wenn es auf die Stellung der Mitglieder innerhalb der Kirche Bezug nimmt. Ich glaube in der Folge an die öffentliche Schule als einen der Grundpfeiler der amerikanischen Freiheit. Ich glaube an das Recht der Eltern, darüber zu bestimmen, ob ihr Kind in der öffentlichen Schule oder in einer besonderen Schule, die subventioniert wird, durch seine Glaubensgenossen erzogen werden soll." DEK

Die Vereinigte Lutherische Kirche in Australien und die Iowa-Synode in Amerika, die die Missionsarbeit der Neudettelsauer und der Rheinischen Missionsgesellschaft in Neu-Guinea übernommen haben, haben diese wegen Missionarsmangels um Entsendung von deutschen Missionaren gebeten; beide Gesellschaften sind dazu auch bereit.

Für 32 Personen, die sich um die soziale Volkswohlfahrt verdient gemacht haben, wurde kürzlich in Tokio eine öffentliche Ehrung veranstaltet. Für 11 unter ihnen wurden lebenslängliche Pensionen ausgesetzt. Von den 32 so Geehrten waren 22 Christen.

In Australien hat die methodistische Kirche beschlossen, keine finanzielle Hilfe vom Alkoholkapital mehr anzunehmen.

Der Versöhnungsbund veranstaltet im August in Baumarcus (Schweiz) eine internationale Tagung, die inmitten aller praktischen Arbeit der theoretischen Besinnung dienen soll. Gegenstand: „Franz von Assisi". Anfragen an das Sekretariat des deutschen Versöhnungsbundes, Sonnefeld bei Coburg.

Von Personen. Berufen: Privatdozent Lic. Gustav Mensching in Braunschweig für Religionsgeschichte an die Universität Riga; Professor Dr. Hauer von Marburg nach Tübingen; Privatdozent Lic. Heinrich Bornkamm in Tübingen zum Ordinarius für Kirchengeschichte in Gießen. Abgelehnt: Professor D. Hirsch in Göttingen für Halle; Geheimrat Hänisch in Posen für Aurich. Promoviert: Oberkonsistorialrat Gustav Scholz vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß und Lic. Johannes Steinweg vom Zentralausschuß für Innere Mission zu DD. von Berlin. E St

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Vom 29.—31. Juli haben also wir Marburger unser großes Fest. Unser Blatt hat besondre Ursache, davon zu reden. Aber man wird in allen Zeitungen und Zeitschriften davon lesen. So verzichten wir lieber auf Artikel zur allgemeinen Orientierung und Stimmung, ziehen vor etwas Besondres zu geben, was unsern Kreis und darüber hinaus sicher erfreuen wird: Das Protokoll des Marburger Religionsgesprächs. Die Arbeit, die ich damit an den Tag gebe, beansprucht keinen wissenschaftlichen Wert. Der Gelehrte mag an der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, verzweifeln und das Vorhaben für unmöglich erklären. Ich habe einst ohne Zweck und Ziel mir die Zusammenstellung gemacht; bin nicht in der Lage, sie heute zu kontrollieren; das Wesentliche wird richtig sein. Vielleicht gibt sie die Anregung, daß ein Andrer es 1929 besser macht. Man könnte den Disput vielleicht gar mit verteilten Rollen lesen; aber die Schweizer müßten dann Schweizer sein, damit das wenige Charakteristisch-Episodische dabei rechtschaffen herauskommt.

Während wir unser Fest bereiten und ringsum der Feste kein Ende ist, bricht über arbeitsame Täler des Erzgebirges das Unglück herein. Wird einem schon sonst des Feierns zu viel, so stockt einem vollends der Atem dafür, wenn man sich in diese Katastrophe versenkt. Und wie jagen sich doch auch sonst in den Zeitungen die Hiobsposten. Mississippi! Man liest, daß Talsperren die Wut der Elemente gebrochen hätten, wenn sie dagewesen wären. Ach Natur wird sich noch immer vorbehalten, ihrem Meister Mensch zu zeigen, daß sie noch nicht völlig in seiner Macht ist. Gerade Nordamerika — wie lehrreich war das! Es mangelt dort wahrlich an Technik nicht, und mangelt nicht am Reichtum, alles hinauszuführen. Dennoch bewältigt dieses Volk den Strom nicht. Grenzen der Menschheit! — Aber die Theodizee? Meldet sie sich bei solchem Anlaß nicht immer wieder, genau so wie einst nach dem Erdbeben von Lissabon? Vielleicht greift Mancher in diesen Tagen zu dem tapferen Buche von Karl Josef Friedrich „Die heilige Kümmernis. Unglücksfälle und Gottesglaube". Berlin, Furche-Verlag 1926.

Und nun das Flammenzeichen von Wien! Es kommt von Menschen. Wenn doch die Menschen es verstünden!

Zu dem Artikel des † Patriarchen Karl Farsky heute nur dies. Die Tschechoslowakische Nationalkirche (Československá Národní Církev — ČNC) ist unter den altkatholischen Kirchen, wie sie sich seit 1918 konsolidiert haben, die größeste. Sie zählt gegen eine Million. Der tschechische Protestantismus Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses, heute die Tschechisch-Brüderische Kirche (Českobratrská Evangelická Církev) geheißen, mit der Hus-Fakultät zählt etwa 300 000. Von der Bewegung, die zwischen den beiden Kirchen herüber und hinüber stattfindet, meldet zufällig die heutige Chronik einiges. Die Deutsche Evangelische Kirche in der Tschechoslowakei etwa 200 000. R

Internationaler Freundschaftskalender

Fürs kommende Jahr möchte der Versöhnungsbund einen Internationalen Freundschaftskalender schaffen, der den verschiedenen Ländern Zeugnis werden soll von dem, was an Friedensgeist und reinem Wollen innerhalb der andern lebendig ist. Wer will helfen, daß er ein Ausdruck werde des Neuen, das auch in unserm Volke lebt?

Wir suchen Dichterworte, Auszüge aus Büchern, Lieder, Gedichte, Berichte persönlicher Erfahrungen, kurz zusammengefaßte Biographien, kleine Geschichten, auch Zeichnungen, Holz- und Scherenschnitte, aus denen Gesinnung des Friedens und der Versöhnung spricht. Dabei handelt sich's nicht nur um die Beziehungen der Völker untereinander, sondern ums Ganze des menschlichen Lebens, also auch um Friedenswege etwa auf dem Gebiet der Erziehung, der Klassengegensätze usw.

Zur Materialsammlung brauchen wir die schnelle tätige Hilfe vieler Freunde! Bei allem, was nicht Original ist, wird um Quellenangabe gebeten.

Beiträge bitte zu senden an Eva Hermann, Stuttgart, Werderstr. 39.

Versammlungskalender

24.—26. Juli	450jähriges Universitätsjubiläum Tübingen
29.—31. Juli	400jähriges Universitätsjubiläum Marburg
30. Juli — 7. August	Weltjugendtreffen Deutschland Freusburg a. d. Sieg
1.— 5. August	Allgemeine christliche Studentenkonferenz Saarow (Mark)
2.— 7. August	Nordische christlich-soziale Konferenz Nykoeping
3.—10. August	Jugendtreffen des Internationalen Versöhnungsbundes Baumarcus
3. August ff.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne
3.—15. August	Weltkongreß für Erneuerung der Erziehung Locarno
13. August	Evangelisch-soziale Verbände Bethel-Bielefeld
17.—23. August	World league against alcoholism Winona Lake, Ind., Amerika
5.— 8. Septbr.	Weltkongreß für christliche Freiheit Prag
5.— 6. Septbr.	Luther-Gesellschaft Hannover
18.—23. Septbr.	Lutherischer Kirchenkongreß Marburg
25.—28. Septbr.	Allg. Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Hamburg
27.—29. Septbr.	Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr.	Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartschristentum Meißen
5.— 9. Oktober	Evangelischer Bund Eisenach
8.—10. Oktober	Apologetischer Kursus für Lehrer Spandau
10.—14. Oktober	Theologischer Ferienkursus Halle
10.—14. Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente (Holsteinische Schweiz)
15.—17. Oktober	Fachkonferenz für Mediziner und Theologen Spandau
? Oktober	Tagung für Deutsche Orgelkunst Freiberg i. Sa.
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Eine entschiedene Abwehr der Theologie Karl Barths!

Demnächst erscheint in der „Bücherei der Christlichen Welt"

Bernhard Dörries

Der ferne und der nahe Gott

Eine Auseinandersetzung mit der Theologie Karl Barths

Preis vier Mark

Immer noch steht der reformierte Theologe Karl Barth im Vordergrund der theologischen Debatte. Die vorliegende Schrift geht nicht wie bisher von irgend einem rein wissenschaftlichen Standpunkt, sondern ganz von innersten religiösen Gesichtspunkten aus. Woran es uns fehlt, ist die klare Erfassung unseres lutherischen Christentums in seiner Schlichtheit, seiner Kraft und seiner Tragweite. Der prophetischen Wucht Barthscher Dialektik kann nur eine ebenso wuchtige Sprache des religiös erregten Herzens gewachsen sein. Gerade das Revolutionäre und Umgestaltende seiner mit grimmigem Ernst auftretenden Theologie der Krisis packt hier der beredte Vertreter Lutherscher Religiosität mit genau der Entschiedenheit an, die ein Barth selbst sich wünschen muß. Bei aller vornehmen und sachlichen Würdigung des Gegners stellt er den Leser vor klare Entscheidungsfragen und will ihm das Recht und den Wert seines religiösen Eigenbesitzes zum Bewußtsein bringen.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Bund für Gegenwartchristentum

3.—5. Oktober in Meißen

Montag, den 3. Oktober, nachm. 4 Uhr: **Generalversammlung** der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.
Abends 8 Uhr: Vortrag von D. Albert Schweitzer.

Dienstag, den 4. Oktober, vormittags 9 Uhr: **Gottesdienst** im Dom. Predigt: Pfarrer Lic. Geibel-Duisburg.
11 Uhr Vortrag von Prof. D. Tillich-Dresden: **„Die Eschatologie".**
3 Uhr Aussprache.
Abends 7 Uhr **Aufführung des Mysteriums** Faust 2. Teil, 3. Akt.

Mittwoch, den 5. Oktober, vormittags 8 Uhr **Morgenfeier** im Altarraum des Doms: Pastor D. Mensing.
9 Uhr Vortrag von Professor D. Wobbermin-Göttingen. **„Der Kampf um die dialektische Theologie".** Aussprache.
Nachmittags Besichtigungen: Albrechtsburg, Porzellanmanufaktur.
Bei gutem Wetter Ausflug.

Alle Versammlungen in der Aula der Fürstenschule. Tagungskarte 3 Mark. Wohnungsanmeldungen an Pfarrer Kruspe in Meißen.

Freunde der Christlichen Welt

17. Oktober 2 Uhr **Basel** im Bischofshof
„Bibel und Gottes Wort"
Professor D. Hauter-Straßburg und Privatdozent Pfarrer Lic. Liechtenhan-Basel. / Aussprache

Gabbe's Lehr-Anstalten

Studentenheim Schülerheim
Berlin W 56, Oberwallstraße 16a

1. Vorbereitungsanstalt für alle Schulprüfungen von Tertia bis Abitur. 2. Lehrgänge für Studenten und Akademiker in Theologie, Phil., Philologie, Paed., Semitica, Hebr. 3. Conversf.-Kreise Englisch, Franz., Spanisch.

Zimmer für Badegäste
mit und ohne Verpflegung vermietet verw. Frau Oberingenieur
Luise Naumann
Bad Warmbrunn, Hermann Wehr-Straße 24.

Die staatl. anerkannten **Krankenpflegeschulen** Hanau, Nordhausen, **Wohlfahrtsschule** mit Internat Darmstadt (staatl. Anerkennung zugesagt), **Pfarrgehilfinnenschule** Darmstadt des

Hessischen Diakonievereins E. V.
Darmstadt

nehmen zum Herbst noch Schülerinnen auf. Voraussetzung: Höhere Schulbildung. Günstige Bedingungen. Ausbildung, Anstellung, Sicherstellung, Gehalt, Kranken- und Altersversorgung.
Alles Nähere durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstraße 8.

Beste deutsche Bezugsquelle für
billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;
Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei.
Umtausch gestattet oder Geld zurück.
Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.
Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus, **Deschenitz 318,** Böhmen.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. August

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen **Eckart-Verlag G. m. b. H., Berlin** (Eckart-Ratgeber), **Leopold Klotz Verlag, Gotha** („Für die Einheit der Kirche") und **Wilhelm Jakobs Buchhandlung, Gotha** (Liturgische Literatur) bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.